

20.7.1927

Ostdeutsche Monatshefte

Verlag
Bucherei
König

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

8. Jahrg.

Juli 1927

Heft 4

3. Sonderausgabe:
**Das schöne
Ostprenßen**



Pfuhle

Verlag: Georg Stilke, Berlin NW 7

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken



KARL LITZMANN

LEBENSERINNERUNGEN

ZWEI BÄNDE

Von ungezählten Verehrern des volkstümlich gewordenen Generals mit Ungeduld erwartet, erschien soeben der bis zu Kownos Erstürmung reichende erste Band, dem der zweite in wenigen Monaten folgen wird.

Das seines Meisters würdige Werk fesselt nicht etwa lediglich den Soldaten, sondern jeden Gebildeten, denn Litzmann ist kein einseitiger Fachmann, sondern ein offenen Auges durchs Leben gehender Beurteiler von höchster Kultur, tiefem Verständnis für die Künste, und sicherem Gefühl für das Seelenleben des Einzelnen wie des Volksganzen. Aufmerksamste Beobachtung der Soldatenpsyche erklärt demgemäß seine starke Einwirkung auf die Truppe und damit seine ganz außergewöhnlich glänzenden Kriegserfolge.

Als Schriftsteller hatte General Litzmann schon vor dem Kriege einen vortrefflichen Namen. Seine Erlebnisse während des Weltkriegs beschreibt er mit packender, oft dramatisch wirkender Anschaulichkeit und errichtet damit seinen tapferen Truppen ein unvergängliches Denkmal. Aber auch in diesen Abschnitten erzwingt sich des Verfassers fabelhafte Gestaltungskraft und unerreichte Erzählergabe das freudige Interesse des Nichtsoldaten.

Die Darstellung seines berühmten Durchbruchs nach Brzeziny wird in allen Kreisen bei Freunden, früheren Feinden und Neutralen schon deshalb aufmerksamste Beachtung finden, weil sie vieles bringt, das bisher unveröffentlicht blieb.


Der erste Band enthält zwei Uebersichtskarten und zahlreiche Textskizzen zum leichteren Verständnis der militärischen Vorgänge, ferner ein im Felde entstandenes vortreffliches Bildnis des Verfassers und einige seiner Zeichnungen russischer Landschaften. Der Verlag hat sich bemüht, durch künstlerische Ausstattung das ästhetische Bedürfnis der Leser zu befriedigen.

Preis des 1. Bandes brosch. RM. 15, in vornehmem Ganzleinenband geb. RM. 18

Die Kosten des 2. Bandes werden voraussichtlich nicht höher sein

VERLAG R. EISENSCHMIDT

Berlin NW 7, Mittelstraße 18





Welchen Ball
spielen Sie
in
dieser
Saison?

Den deutschen
Phoenix
TENNISBALL



Er kommt in diesem Jahre in
neuer Packung, aber mit den
gewohnten Vorzügen:
Zuverlässigkeit, Schnelligkeit im
Sprung, gleichmäßig im Spiel,
den internationalen
Bestimmungen angepaßt

Der Deutsche *Phoenix* Tennisball
enttäuscht Sie nicht, Sie tun gut, ihn zu wählen

Harburger Gummiwarenfabrik *Phoenix*

Harburg a. d. Elbe

A WEBER BRAVILS



Continental
Tennisbälle



Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen
Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

8. Jahrgang

Juli 1927

Nr. 4

Einführung

Von Carl Lange

Zu Beginn des achten Jahrganges der „Ostdeutschen Monatshefte“ erschien ein Sonderheft über „Elbing-Kahlberg“, das nachdrücklich auf die landschaftliche Eigenart der im Reich fast unbekannten Frischen Nehrung hinwies. Es ist die Aufgabe dieser Zeitschrift, immer wieder in Wort und Bild zu zeigen, wie viele unentdeckte Schönheiten dem Besucher offenbar werden. Der Reichsdeutsche sollte mehr als bisher seine Augen nach dem Osten richten und den um ihr Deutschtum schwer kämpfenden Brüdern über den Korridor hinweg die Hand reichen, um das Zusammengehörigkeitsgefühl, das hier so oft zum Ausdruck kam, zu stärken. In der Reisezeit möchten wir besonders auf den herrlichen Strand der Samlandküste und Kurischen Nehrung aufmerksam machen, deren Vielseitigkeit die veröffentlichten Bilder schon kennzeichnen. Wir haben im Samland die bis an den Strand waldbedeckte Steilküste, die bei Rauschen und Warnicken ihren ganzen Zauber entfaltet. Im Sonderheft „Das schöne Ostpreußen“ 1922 und in anderen Ausgaben sind Bilder der Bernsteinküste veröffentlicht. Vieles erinnert an Rügen und an die Küste von Adlershorst in der Danziger Bucht. Weiter gen Osten kommen wir zu der überwältigenden Dünenlandschaft der Kurischen Nehrung, deren Einsamkeit und Einzigartigkeit uns hier im Heft eindruckstark geschildert wird. Wer sich tiefer in die Geschichte der ostdeutschen Heimat versenken will, dem empfehlen wir die Balladen einer Agnes Miegel, die Dichtungen eines Alfred Brust und die hier schon oft genannten heimatischen Werke des Verlages von Gräfe & Unzer-Königsberg und Kolbe & Schlicht-Dresden. Auch die Mitarbeiter des Heftes geben wertvolle Anregungen.

Die Reihe der Sonderhefte über Ostpreußen wird fortgesetzt und bildet eine Ergänzung zu den Monographien ostpreußischer Städte, von denen die Marienburg- und Königsberghefte, Memel, Tilsit und Elbing-Kahlberg genannt seien.

Viele Kriegsteilnehmer haben Ostpreußen kennen und lieben gelernt. Es bedarf aber immer wieder der auffrischenden Erinnerung. Ostpreußens Ruf ist häufig verklungen. Und doch entscheidet sich hier Deutschlands Zukunft. Die Frage Danzig hängt mit dem Schicksal des Korridors, mit der Aufrollung aller ostdeutschen Probleme eng zusammen. Hilfe tut Not, Hilfe durch Wort und Tat.

Zu den neuen Plänen der „Ostdeutschen Monatshefte“ gehören Sonderausgaben über ostpreußische Grenzstädte, Frisches Haff-Frische Nehrung, über Königsberg und über Marienwerder. Möchten diese Sonderhefte über Ostpreußen, vor allen Dingen über die Ostseeküste, auch dazu dienen, Reichsdeutsche in diesem Jahr hinauf nach dem Nordosten zu führen! Es ist nicht nur die Landschaft allein, sondern die Harmonie zwischen Mensch und Landschaft, die den Charakter des ostdeutschen Menschen kennzeichnen.

Nehrungs-Fischer

Sie riechen nach Wasser, nach Tabak und Teer.

Ihre Schultern schaukeln beim Gehen wie ein Schiff auf dem hohen Meer.

Ihre Schädel sind eckig und hart, wie aus Stein gehauen.

Doch ihre Augen wie hellste Himmel blauen.

Ihre Stirnen sind dicht von Runzeln und Runen verbaut.

Tausend Rähne voll grauer Lebens-Nöte liegen dahinter verstaubt.

Doch die riesigen Fäuste, die meertief oft in den Hosentaschen vergraben,
scheinen schon manchem Sorgenteufel das Genick gebrochen zu haben.

Kommst du an ihnen vorüber . . ., dann wirfst du so klein . . .

Dann merkst du erst ganz, was es heißt: ein Kerl zu sein!

Und stehst neben diesen sonnenbraunen Urweltgestalten

wie ein morscher Baum, der entwurzelt ist und zerspalten . . .

Doch dann, wenn aus ihren Augen das blaue Blinkfeuer springt,
ist es dir plötzlich, als wenn dich ein Blutstrom durchdringt.

Du fühlst deine Knochen wachsen und reckst dich und siehst dich aufblühen . . .

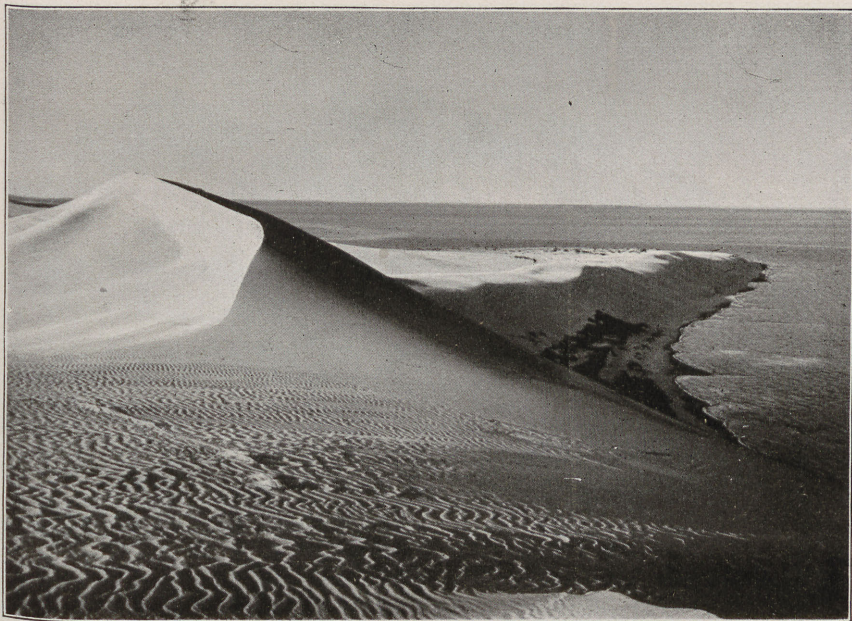
Und all deine Herzenssäfte rauschen in dir wie Quellen im Lichte, die
[lauteres Gold versprühen.

Frik Rudnig

Die Wunder der Kurischen Nehrung

Von Peter Mohr

Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet;
vom Meere dampfet dein besonnener Strand
den Nebel, so der Götter Wange feuchtet.
Uralte Wasser steigen verjüngt um deine
Hüften, Kind! —
Vor deiner Gottheit beugen sich Könige,
die deine Wärter sind. —



Hohe Düne bei Nidden

Orplid, das Land der erfüllten Sehnsucht, Orplid, die Heimat der träumenden Seele —, glücklich der Mensch, der seines Herzens Heimat fand.

Es muß nicht eine wogenumbrandete, sonnige Insel sein; es kann ein Berg sein, ein heiliger Berg, es kann ein Wald sein, ein heiliger Hain, eine leuchtende Blumenwiese, ein stiller Garten. — Nicht immer ist dies Sehnsuchtsland der Seele das Land, das unserm Blute Heimat ward. Wohl sind wir tief an die Erde gebunden, in der wir Wurzel schlugen und deren Kraft wir tranken, aber unser Blut lebt nur eine kurze Spanne Zeit und wandelt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Unsere Seele aber ist ewig, vom Ur-Anfang bis zum Ur-Ende, unwandelbar in ihrem tiefsten Kern, nur immer

höher strebend, reinster Vollendung entgegen. Und ewig wie die Seele ist auch Orplid, das Land ihrer Sehnsucht.

„Uralte Wasser steigen verjüngt um deine Hüften, Kind! Vor deiner Gottheit beugen sich Könige, die deine Wärter sind!“ Lange, lange Jahre schon klang dies Lied in meinem Tiefsten. Erfüllung ward es erst an dem Tage, als ich die Nehrung zum ersten Male sah.

Es war eine angstvolle Luft, im schwankenden, sturmerschütterten Fischerkahn der einsamen Küste entgegenzusteuern. Da leuchteten über den Wassern weißgelbe Linien auf, goldstrahlende Berge aus



Sturmgebeugte Nehrungskiefern

rinnendem Sand stiegen empor aus der grünen Flut, knirschend bohrte sich des Kahnes Bug in den sonnedurchwärmten Strand: Orplid, mein Land . . .!

Wer heute die Nehrung sucht, findet sie nicht mehr so beglückend einsam wie sie vor langen Jahren war. Und doch: wenn du nur die Dörfer verläßt, die Dörfer, die sich so wohligh geschützt an die sichere Hafsküste schmiegen, dann nimmt dich auch jetzt noch immer wieder die große Stille gefangen. Und wenn du wanderst übers Dünenland, und wenn ein frischer Wind vom Meer her weht, dann sind vor deinen Augen alle Spuren verwischt, die Menschenfüße in den Sand gegraben. Und wendest du den Blick zurück, dann sind auch deine

Spuren schon verweht, und du gehst immer wieder über dieses Land, als wärst du der erste Mensch, der es betritt. Ganz rein liegt's vor dir, unberührt und keusch, sich immer wieder aus sich selbst verjüngend und gebärend. Dies Land, das durch Jahrtausende sich selber gleich, ändert mit jedem Sturm, mit jedem Windhauch fast, seine äußere Gestalt. Der herrschende Seewind gibt der Düne ihre eigentliche Form: den sanften Anstieg vom Meere her, den steilen Abhang zum Haffe hinunter. Doch stürmt's nur einen Tag aus andrer Richtung, bekommt die Düne, jede kleinste Schanze, ja, der platte



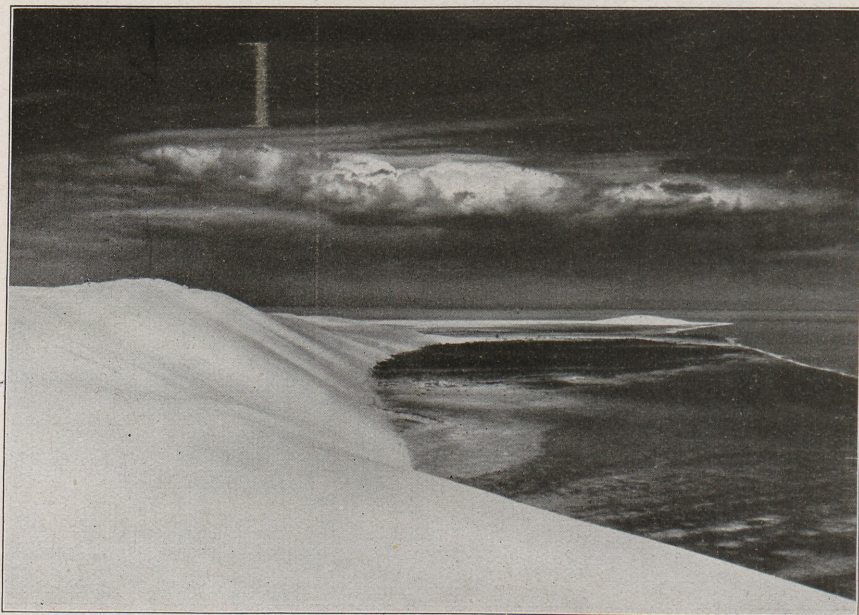
Heimkehrende Herde im Tal

Sandboden selbst, der sich wie Meereswellen kräuselt, ein anderes Gesicht. Immer wandelt sich die Düne aus sich selbst heraus und ist doch unwandelbar dieselbe durch alle Zeit. Saft unaufhörlich rieseln die feinen Körner die Abhänge hinunter, fast immer sieht man den fliegenden Sand wie einen feinen, silbernen Schleier, wie zartestes Goldhaar die Höhen umschweben, immer ist die Düne belebt, in steter Bewegung, und liegt doch von ferne da wie die große, unendliche Ruhe, die ewige Unbeweglichkeit. Ruhe und Unrast, Friede und Kampf, Sonnenlicht und Todesfinsternis, das ist die Nehrung.

Wenn du nach einem sonnengoldnen Herbsttag mitten in der Düneneinsamkeit von der jähen Dämmerung überrascht wurdest, dann

hast du selbst das Grauen gespürt. Da wuchsen die Schatten riesengroß, schwarze Abgründe taten sich auf, und alles Nahe rückte in weite, unheimliche Ferne. Dir war, als schwankte der Boden unter deinen Füßen, und du entflohest wie geheßt, damit dich nicht die Düne mit ihrem schwarzen, schweren Leibe deckte. —

Hat nicht die Düne, die sonnenlachende Düne, schon ganze Wälder, ganze Dörfer verschlungen? Hat sie nicht im langsamen Vorschreiten durch die Jahrhunderte heimtückisch oft alles blühende Leben erstickt? Droht nicht auch heute noch manch armem Fischerdorfe der Tod im



Gewitter in den Dünen

Sande, trotzdem der Menschen Hände durch Bepflanzung der Dünen alles getan, ihrem unheilvollen Laufe Einhalt zu tun? — Dicht bei Schwarzort stürzte noch vor kurzem ein Teil der Dünen plötzlich ins Haff. An einem friedlich milden Sommerabend war's; gerade hatte der alte Dorfhirt seine Herde vorbeigetrieben. Er allein hat's gesehen, wie die gewaltigen Sandmassen unheimlich schnell sich senkten, wie die Wasser des Haffs aufsprangen und in riesigen Wellen die Abhänge hinaufschäumten, wie sich plötzlich eine neue Halbinsel der Küste vorlagerte, seltsam zerrissen, unheimlich zerklüftet. Und wie dann wieder Totenstille herrschte, als wäre nichts geschehen. Wenige Minuten nur —, und Totenstille hätte auch den alten Mann gedeut!

Herrlich schön ist die Nehrung, aber auch grausam; und Kampf heißt die tägliche Losung. Alles Lebendige kann davon sagen. Auf dem breiten Vorlande, das sich von der Meeresküste bis zu dem sanft ansteigenden Fuße der Düne hinzieht, findet man spärlichen Pflanzenwuchs. Karges Gras entzieht dem ärmlichen Boden mühsam die notwendige Nahrung; schlanke Birken graben ihre hungrigen Wurzeln immer tiefer in das unfruchtbare Sand; knorrige Kiefern — „von des Sturmwindes Faust / ewig gezerrt und ewig zerzaust, / stehn sie in arg zerrissnem Gewand / mit kurzen, kargen, wie



Aus Rossitten

schmerzgekrümmten Ästen / im trockenen Sand: / wie arme, krüppelige Bettler mit vielen Gebrechen . . .“, wie der Dichter singt. Niedriges Weidengestrüpp und hie und da die immer seltener werdenden Stranddisteln mit ihren harten, bläulich schimmernden, fremd und seltsam geformten, spitzfingrigen Händen. Sie alle stehen im ewigen Kampf mit der Armseligkeit des Bodens, mit der Wildheit der Stürme. Sie wissen aber wohl um die Bestimmung, die ihnen ward: dem leichten Boden durch das rankende Wurzelwerk Festigkeit zu geben, dem ewig fliegenden Sand ein festes Ziel zu setzen. Sie wissen um ihre Bestimmung, mögen stolz drauf sein und achten es gering, daß ihrem Dasein alle innere Stille und alle sanfte Schönheit fehlt! —

Kampf ist die Nehrung und doch! — auch holdseliger Friede.

Bei Schwarzort, der Perle des Dünenreiches, sind die Wälder so schön wie nur je auf dem Festland. Da streben die uralten Kiefern mit ihren goldroten Stämmen in schlankem Wuchs himmelan, da breiten, eine im Schutze der anderen, sattgrüne Tannen ihr duftendes Geäst, und Birken wachsen, lieblich zart und fein und schmiegsam, wie ich sie nirgends schöner fand. Wer von der Wüsten-Einsamkeit der hohen Düne bei Nidden in die märchenschöne Zauberwelt des Schwarzorter Tannentales kommt, der wird den Nehrungs-



Verlandendes Dorf

frieden tief in sich erleben. — Um diesen Frieden wissen auch die Tiere.

Die trockenen, steppenähnlichen Weiden geben den wenigen Viehherden der Bewohner nur ein spärliches, hartes Futter. Aber in den ausgedehnten sumpfigen Waldungen bei Rossitten, bei Nidden, Perwelk gibt es noch edelstes Wild. Da haust der Elch wie ein sagenumwobenes Urwelttier. Ueber seinem stolz gekrönten Haupte liegt es wie Zauber aus einer längst vergangenen Welt. Und wem er aus dem Waldesdickicht plötzlich entgegentritt, glaubt wohl, das heilige Einhorn selbst sei ihm begegnet.

Wie die Nehrung für den Elch ein rechter Zufluchtsort ward vor den Menschen, so ist sie auch für die Vogelwelt zu einem wahren Paradiese geworden.

Auf den schimmernden Wassern des Möwenbruchs bei Rossitten haben tausend und abertausende der weißbeschwungenen Wundervögel ihre schöne, friedvolle Heimat und Brutstätte gefunden; in der Falkenschule von Professor Thienemann werden noch heute, wie im tiefen Mittelalter für die Jagd der Fürsten und der Adligen, die klugen, edlen Falken gezogen. Die wandernden Vogelscharen aber, die in

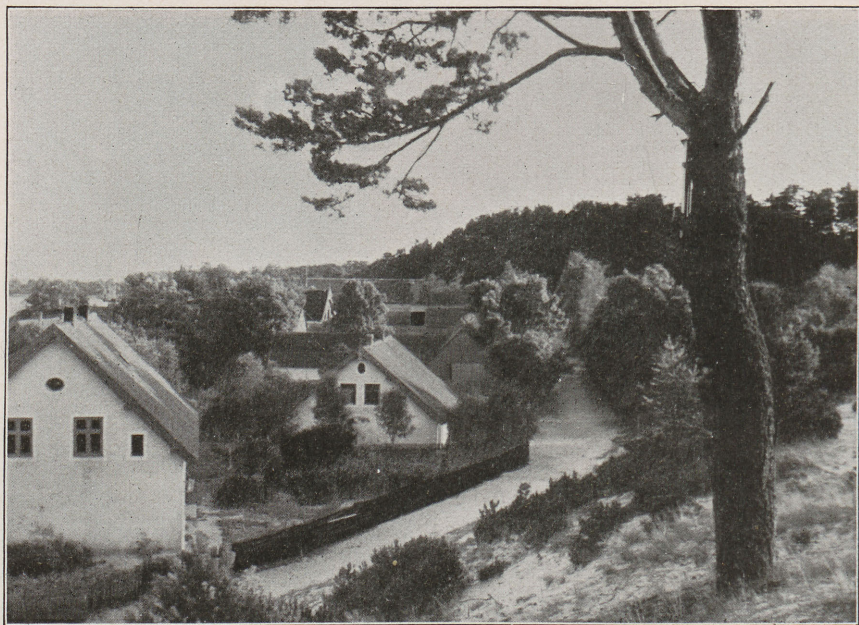


Hafen von Nidden

jedem Jahre aus den kalten Nordlanden dem warmen Süden entgegenzueilen und wieder heimwärts kehren, wenn ihre Zeit gekommen ist, haben die Nehrung zu einer ihrer wichtigsten Rast- und Ruhestätten gemacht und geben sich hier ein großes Stellbischein. Nur die Krähen, die in ungeheuren Zügen einfallen, werden wenig gastfrei aufgenommen. Mit großem Geschicke werden ihnen Neke gelegt, und die gefangene Beute wird nach altem Brauch durch einen schnellen Biß in die Hirnschale getötet und von den Bewohnern als willkommenes Nahrungsmittel begrüßt.

Die Nehrungsmenschen kämpfen einen bitter schweren Kampf um ihr armseliges Stückchen Brot. Und dennoch lieben sie ihre

Heimat so sehr, daß selten einer außer Landes geht, leichteren Verdienst zu suchen. Wetterbraune Gestalten sind's. Mit wiegenden, schwankenden Schritten gehen sie über den armen Sandboden ihrer Heimat, aber wie angeschnüddet stehen sie am Steuer ihres Rahnes, der ihnen teuerstes Besitztum ist. Wiewohl sie oft den Tod vor Augen gehabt, der ihnen in der rollenden Brandung des Meeres, in den nicht selten sehr heimtückischen Wassern des Haffs begegnete, sind sie von unbeirrter Lebenskraft und derber Fröhlichkeit. Viele ihrer Frauen aber tragen in ihren blauen Augen ein tiefes Sinnen, und



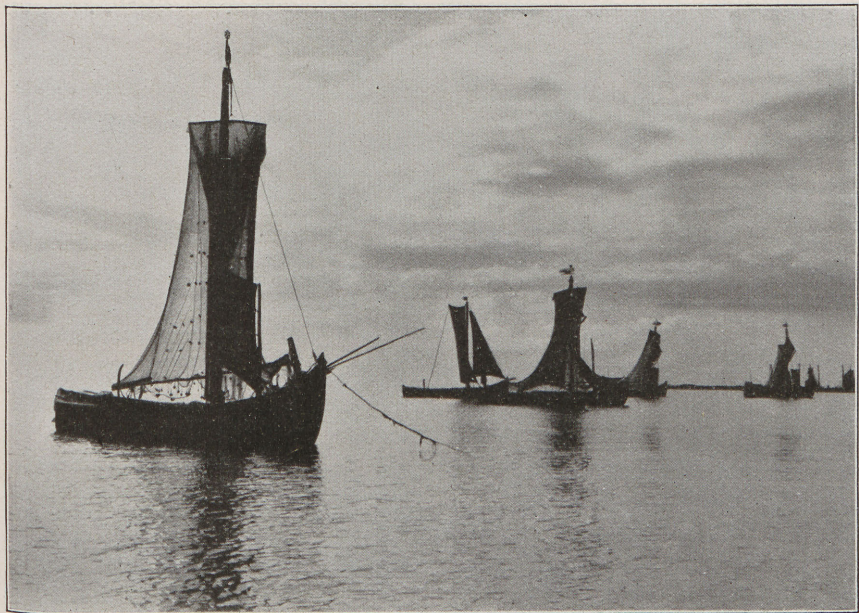
Nidden

auf ihren weißblonden Häuptern liegt's wie ein heller Schein. Sie wissen um das Leid, den liebsten Menschen ständig in Not zu sehen. In Nidden aber sah ich oft, besonders am Sonntag, wenn die Nehrunger vom Kirchgang kamen in ihren bunten, malerischen Trachten, junge Mädchen und Frauen, die lieblich und ergreifend wie fein geschnittene, mittelalterliche Heiligenbilder wirkten.

Wunder der Kurischen Nehrung: die Frauen tragen sie in ihren Blicken, den Männern lesen wir sie aus den tiefen Runzeln der verwitterten Gesichter; aber — davon sprechen können sie nicht. Was diesen Nehrungsmenschen selbstverständliche Dinge sind, das wurde andern zum weihervollen, beglückenden Erlebnis. Wer kennt

ihn nicht, den Nehrungswanderer, der mit fliegendem Haar, mit leuchtenden Augen und mit lachendem Mund über den wehenden Sand der Dünen stapft? Der seinen wettergebräunten Leib dem Spiel der Meereswellen preisgibt, dem Brand der Sonnenstrahlen, dem Sturmwind, der über die Nehrung jauchzt! Der bis in sein tiefstes Herz durchschauert ist vom Sonnenglück des Daseins!

Wer kennt nicht auch das lebensfrohe Malervolk, das sich Jahr für Jahr in dem farbenschönen Märchendorfe Nidden sammelt! Mit Lachen belebt es die Einsamkeit der Dünen, und müht sich doch



Kurenfähne

so ernst und heiß, das tiefste Wesen dieses Landes zu erleben, zu gestalten. — Wer hörte nicht auch das mannigfache Lied, das Dichtermund zum Preis der Nehrung sang?! Vielseitig und voll Gegensätze ist das Wunder, das die Nehrung in sich birgt. In einem Worte läßt es sich nicht sagen, in einem Liede läßt es sich nicht singen, kaum läßt es sich in einer Menschenseele ganz erleben, denn jeder Mensch erlebt nur das, was seinem tiefsten Wesenskern entspricht.

Wir wollen es darum dankbar begrüßen, daß uns vor kurzem ein Buch geschenkt wurde, das versucht, ein rechtes Bild der Kurischen Nehrung zu geben, indem es zeigt, wie dieses Land in vieler Menschen Seele lebendig ist.

Die Brüder Otto und Helmut Stallbaum haben uns dies Buch geschenkt¹⁾. Der eine zog in den deutschen Dichterwald und sammelte die schönsten Verse, die von der Nehrung sagen. Da klingen Lieder auf von Alfred Brust, Walther Heymann, Frieda Jung, Fritz Kudnig, Carl Lange, Gertrud Liebisch, Agnes Miegel, Walter Scheffler, Ursula Sinnhoefer. Da steht eine Einführung von Fritz Kudnig als erschütterndes Bekenntnis, zu welch tiefem Gotteserlebnis diese Landschaft einem mit offenem Herzen wandernden Menschen werden kann. Prosabeiträge von Prof. Thienemann, dem treuen Hüter der Vogel-



Ostsee

warte, von Otto Stallbaum, Werner Schulz-Oliva, vervollständigen das bunte Bild.

Das Schönste aber mögen die zahlreichen Lichtbilder von Helmut Stallbaum sein. Hier ist ein junger Mensch, ohne daß er wohl selbst darum wußte, zum Künstler geworden. — Auf vielen einsamen Wanderungen hat er sich in die Seele der Landschaft versenkt, hat sie belauscht zu allen Zeiten, bei Wetter und Sturm, bei Sonnenlicht und Mondeschimmer, im träumenden Lenz, im blühenden Sommer, im verglühenden Herbst, im Eishauch des Winters.

¹⁾ „Die Wunder der Kurischen Nehrung“. Selbstverlag Königsberg Pr., Löbenichtische Langgasse 7.

Und alle Schönheit, die er sah, kannte er in feinstem künstlerischen Einfühlen auf die tote Platte und schuf ein Bilderbuch, das zum Erlebnis tiefster Freude wird für jeden, der je die Nehrung sah.

Tausend Bücher gingen in die Welt und waren in wenigen Tagen vergriffen. Schön ist eine neue Auflage mit noch vielseitigerem Text, mit reich vermehrtem Bilderschmuck entstanden.

Blieb die erste Auflage zumeist im ostpreußischen Heimatland, so soll die neue weit ins Reich hineindringen. Dies Buch wird überall, wohin es kommt, von den seltsamen Schönheiten der lieben ostpreußischen Erde, der einsamen, oft verkannten, vom Mutterland grausam getrennten, sagen und singen.

Und eine Sehnsucht wird erwachen in jedem Herzen, das dieses Land nicht kennt; Sehnsucht nach einem Sonnenland Orplid, das ferne leuchtet! Und das doch erreichbar ist für jedes Menschen Fuß, der wandern will und für jede Menschenseele, die offen ist der göttlichen Schönheit und ihren letzten Tiefen. —

Das Meer

Das Meer mit seinem weißen Strand und weiten Dünen hat ein immer wechselndes Angesicht. Ob Stille oder Sturm, ob hell oder dunkel, ob im Regen oder Sonnenlicht, am Morgen oder Abend, immer schenkt es dem, der den Tönen zu lauschen versteht und recht zu schauen vermag, Neues, Großes, Gewaltiges. Aber nur tieferes Versenken in die Melodien der Wellen und Wogen offenbart die Sprache des Meeres, die wundervolle Harmonie vom Meer, Himmel und Land.

Das Meer ähnelt zunächst den Menschen, die kühl und unnahbar erscheinen, denen wir mit Vertrauen entgegenkommen müssen. Dann aber, wenn wir vertrauen, öffnen sich die Tiefen ihres Wesens, und es strömt uns eine Fülle von Schönheit entgegen. Es braucht Zeit, Mühe, Sorge, Zweifel und Kampf, ehe sich uns das Tieffste im Leben offenbart. Das Meer will geliebt, es will umworben, es will gewonnen sein, täglich, stündlich . . . immer und immer wieder.

Das Meer ist friedlich und stürmisch, ist leuchtend und dunkel, immer und immer schön und — letzten Endes — groß und erhaben! Es ist ein Wechsel von hellen und dunklen Stunden, von unergründlicher Tiefe und voller Rätsel.

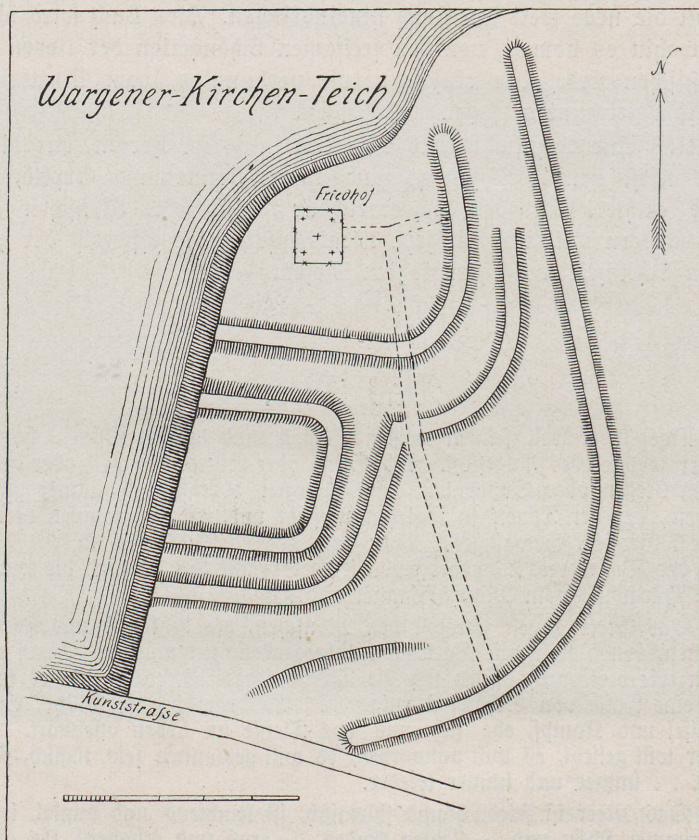
Wenn uns Zweifel und Sorgen bedrücken und Dunkelheit alle Freude ersticken wollen, muß uns da nicht der weite, unbegrenzte Blick auf das Meer wieder beleben, uns befreien von all dem im Grunde Kleinen, das keinem im Leben erspart bleibt? —

Da fällt es von uns ab, da dünken uns dann die Sorgen klein, da atmen wir freier, da gewinnen wir den rechten Maßstab für die Dinge des Lebens, da fühlen wir uns verwoben mit dem Großen und Göttlichen, das wir schauen und erleben dürfen.

Samländische Burgwälle

Von Dr. Carl Heinz Clasen

Von Leben und Kultur vorgeschichtlicher Vergangenheit dringen nur vereinzelte dunkle Ueberlieferungen und keine urkundlichen Nachrichten in unsere Gegenwart. Märchen und Mythen mögen bis

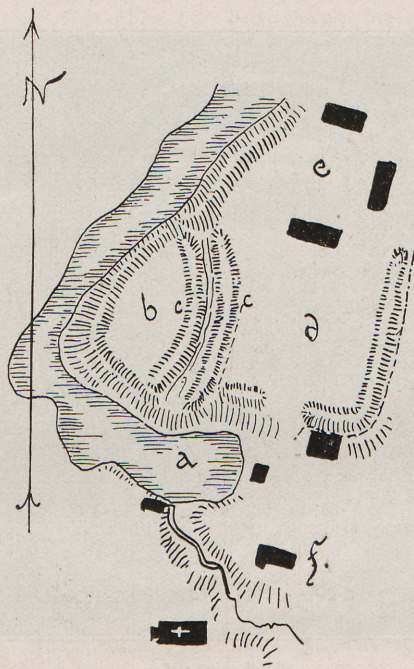


Burgwall bei Preyl, Lageplan

in jene Zeiten zurückreichen, Sagen in ihnen wurzeln, aber sie sind zu selbständig weitergewachsen, zu unbestimmt, als daß sie uns greifbaren Aufschluß bieten könnten. So scheint, was damals war und gelebt wurde, unserer Kenntnis unrettbar verlorengegangen. Alles Sein sank in den Boden zurück, aus dem es emporwuchs. Dort ruht es in letzten spärlichen Trümmern, bis eine moderne Wissenschaft es wieder ans Licht bringt. Nur Grabhügel und Burgwälle ragen

verfallen als Denkmäler vergangener Epochen sichtbar in die Gegenwart hinein.

Burgwälle, wie sie heute daliegen, angefüllt mit vorzeitlichem, oft gewaltigem, jahrhundertlangem Geschehen, sind verkörperte Mythen und Sagen, unendlich berechtigt unserer Phantasie, aber fast stumm unserem Wissen. Um ihnen das wirkliche Geschehen und den Zustand der Vorzeit abzulauschen, bedarf es wissenschaftlicher Untersuchung. Ohne eingehende Ausgrabung werden sie unseren Wissensdrang wohl nie befriedigen. Indessen läßt sich bei dem heutigen



Ungefäherer Lageplan
der alten Medenauer Burg

Stand der Burgwallforschung durch Vergleich mit bereits geklärten Gebieten auch schon mit Sicherheit einiges über die noch nicht untersuchten Burgwälle aussagen.

Das Gebiet des ehemaligen preußischen Ordensstaates ist ganz außerordentlich reich an solchen vor- und frühgeschichtlichen Burgwällen. Als primitive Befestigungen aus Holz und Erde finden sie sich neben den steinernen Ordenshäusern. Ihre Zahl geht in die Hunderte. Eine eingehende Erforschung durch Ausgrabung wurde eben erst in die Wege geleitet, ihre Ergebnisse genügen noch nicht, um dieses Gebiet des primitiven Wehrbaues als Ganzes verständlich

zu machen. Doch kann man den östlichen Problemen gerade durch Vergleich mit den westlichen beikommen. Die Ordensritter brachten ihre Anschauungen über das Verteidigungswesen aus dem Westen mit und wirkten vollständig umwälzend auf den vom allgemein europäischen Standpunkt aus zurückgebliebenen heimischen Wehrbau. Was der Orden in Preußen in primitiven Formen baute oder bauen ließ, kommt zumeist im Westen als steinerne Wehrarchitektur vor und ist dort entwicklungsgeschichtlich bereits ziemlich geklärt. Sondert man aber von den preußischen Burgwällen die



Großer Hausen

ordenszeitlichen aus, so ergibt sich von den übriggebliebenen heidnischen immerhin eine ungefähre Vorstellung.

Im Samland wurde, abgesehen von einigen unzulänglichen Schürfungen, noch auf keiner Burg systematisch gegraben. Und doch weist gerade der Wehrbau dieser an drei Seiten von Wasser isolierten Landschaft besonders interessante Verhältnisse auf. Auf verhältnismäßig kleinem Raum drängt sich eine große Zahl von Burgwällen zusammen. Die meisten von ihnen sind allerdings zerstört oder durch Zerstörung so gut wie unkenntlich gemacht. Fast alle Typen trifft man hier an, Abschnittswälle der verschiedensten Zeiten, Rundburgen, die noch heidnisch zu sein scheinen, ordenszeitliche regelmäßig

quadratische oder runde Wallanlagen, Fliehburgen zum Schutze der christlich gewordenen Bevölkerung und endlich heidnische Landwehren, die den Zugang zur Landschaft abriegelten. Nur die wichtigsten können hier Erwähnung finden.

Die einfachste Anlage zeigt der Burgwall am oberen Ende des Wargener Kirchenteiches. In den See springt eine Landzunge vor. Ihre Wurzel wird von einem jetzt breit zusammengefallenen, hohen Erdwall abgeschnitten. Dem Walle ist kein Graben vorgelagert. Eine zweite wallartige Erhebung an der Spitze der Halbinsel dürfte einen Turm oder ein Haus getragen haben. Man hat bisher keine Funde gemacht, daher läßt sich über die Entstehung dieser Anlage nichts absolut Sicheres sagen. Da jedoch in der westlichen Wehrarchitektur

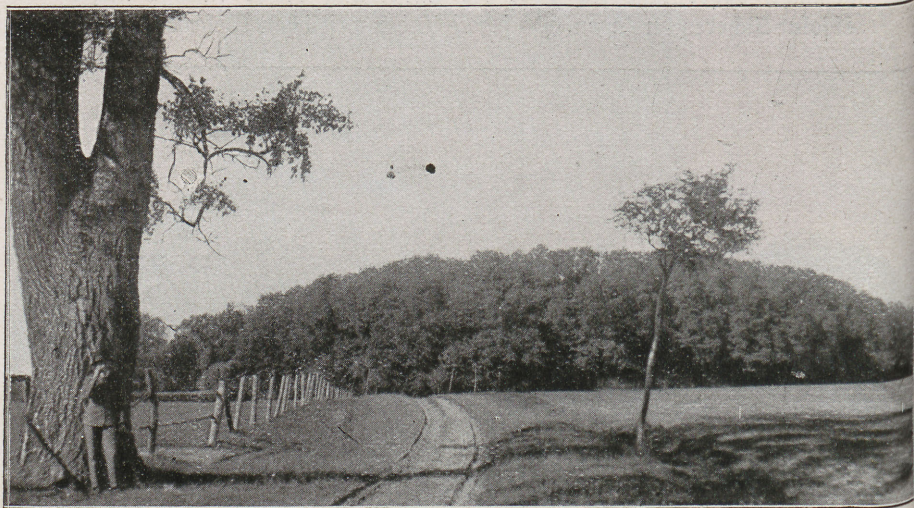


Germauer Hausen

und auch in der des Ordens das Grabenhindernis eine so große Rolle spielt, daß Abschnittsburgen ohne Graben schlechterdings undenkbar sind, kann die Wallburg nur aus Vorordenszeit stammen. In der Tat haben andere ganz entsprechende Anlagen in Preußen vorordenszeitliches Scherbenmaterial geliefert.

Eine andere, recht komplizierte Befestigung stellt der Pillberg bei Plinken dar. Die Bergzunge senkt sich stark nach dem Kagagrund. Auch hier zunächst ein Wall, sichelförmig, als Schutz gegen die Höhe. Den eigentlichen Burgplatz, zweiteilig, durch einen Quergraben getrennt, rahmen Randwälle ein, die nach der Angriffsseite zu hügelartig ansteigen. Gerade diese Anordnung trifft man bei heidnischen Anlagen, doch fällt es außerordentlich schwer, bei dem Pillberge heidnisches und Ordenszeitliches zu trennen. Wahrscheinlich handelt es sich bei ihm um eine Preußenburg, die in der Ordenszeit zur Wiederbenutzung neu eingerichtet wurde.

Für den Burgwall im Dorfe Medenau dürfte diese doppelte Benützung ebenfalls anzunehmen sein. Die rechteckige Burgspitze stößt in ein Tal vor, in dem zum Schutz der Burganlage ein Teich angestaut wurde. Die Abschnürung des Burgplatzes mit einem doppelten Wall, zwischen dem ein Graben verläuft, ist in der normalen Wehrarchitektur des Mittelalters gänzlich ungewöhnlich. Auch sie dürfte auf das Zusammentreffen zweier Burganlagen aus verschiedenen Zeiten zurückzuführen sein. Die vorgelagerte Vorburg war, dem Ordensstil entsprechend, rechtwinklig. Medenau ist als bischöfliche Burg überliefert.



Hünenberg bei Ekriten

Die Abschnittsbefestigung bei Klein-Morgau, ausgedehnt und wohl erhalten, mit einem hohen Stirnwall, zeigt keine sicheren Anhaltspunkte für eine Benützung in der Ordenszeit und könnte wohl rein heidnisch sein.

Zum Typus der Rundburgen kann eine weitere Wallburggruppe des Samlandes gerechnet werden. Sie zeichnet sich durch unregelmäßige Wallführung aus, auch der Wall selbst ist verschieden hoch und breit. Das sind Merkmale, die bei den gut und sorgsam gefügten ordenszeitlichen Anlagen nicht auftreten. Neben dem Dorfe Germau liegt ein solcher Wall in ehemals sumpfigem Gelände. Er steigt in seiner Gesamtform hügelartig empor. Das noch hochliegende Innere wird wie eine Mulde von den breiten und verschieden hohen Randwällen umzogen. Da die Ordensburg im Dorfe selbst noch heute mit ihrem Burghaus erhalten ist, kann für den Germauer

Hausen, wie die primitive Befestigung genannt wird, nur heidnische Entstehungszeit in Frage kommen. Dem Germauer Hausen gleicht im Anlageprinzip vollständig der Hünenberg bei Ekriten. Auch er steigt aus der Ebene als breiter, flacher Hügel empor und dürfte ebenso wie der Hausen zu Germau künstlich aufgeschüttet sein. Zugänge, die sich noch erkennen lassen, sind nicht näher untersucht, und auch über die Inneneinrichtung läßt sich einstweilen nicht die geringste sichere Vorstellung gewinnen. Wild verwachsen und sehr zerstört, gibt der Burgberg bei Pokirben an der Straße von St. Lorenz nach Traam in seiner Grundgestalt noch denselben Typus zu erkennen.



Der Ziegenberg

Er ist jedoch wesentlich kleiner und kann höchstens die Bedeutung eines Einzelsitzes gehabt haben, während man in den anderen beiden Anlagen wohl Fliehburgen der Landeseinwohner vermuten darf. Der kleine Hausenberg bei Kraxteppelin — auch er ragt flach aus ebenem Gelände heraus — hat seine Randwälle bis auf geringe Reste verloren und ist auch sonst in keinem guten Erhaltungszustande. Doch ist die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe zum mindesten wahrscheinlich.

Scharf von diesen Burgwällen sind die im Prinzip entsprechenden Anlagen der Ordenszeit zu unterscheiden. Im Grundriß viel regelmäßiger organisiert, mit klarem Graben- und Wallprofil, bieten sie ganz das Bild einer mittelalterlichen Burg aus primitivem Material. Der kleine Hausen ist ein kreisrunder Ringwall auf einer natürlichen Erhebung. Der regelmäßige Randwall umschließt den

Burgplatz und fällt dann steil zu einem tiefen Graben ab. Eine ausgedehnte Vor- und Wirtschaftsburg ist der Hauptburg angehängt. Die mittelalterliche Entstehung ist danach sicher, nur bleibt ungewiß, wem der Platz als befestigter Sitz diente. Der Ziegenberg, als bischöfliche Burg erwähnt, verrät die vollständig gleiche Befestigungsgewohnheit. Das Plateau des Berges, rechtwinklig, mit abgerundeten Ecken, umzieht ebenfalls ein Randwall mit vorgelagertem, tief einschneidendem Graben. Ganz zur Ordensburg, nur in Erde und Holz ausgeführt, wurde der Preiler Schloßberg am Wargener Kirchenteich. Er ist zweiteilig. Neben dem unregelmäßig dreieckigen Burgplatz an der Ecke des Landvorsprunges liegt ein quadratischer. Tiefe Gräben, regelmäßig eingeschnitten, und steile, gerade Wälle umziehen die beiden Burteile. Ein weiterer Wall grenzt ein vorburgartiges Gebiet ab.

Volkssfliehburgen aus der Ordenszeit müssen die ganz ähnlichen Wallanlagen auf dem Galtgraben und dem Großen Hausenberg gewesen sein. Jedesmal wurde die langgestreckte ovale Bergkuppe wie bei dem Kleinen Hausen und dem Ziegenberge mit Randwällen und tiefen Gräben umschlossen. Weitere Wälle und Gräben lagern sich vor. An den durch die Verbindung mit dem übrigen Höhenzug gefährdeten Schmalseiten liegen besonders starke Schanzen, die vielleicht Türme getragen haben. Die Begründung für die Benutzung als Fliehburgen ergibt sich aus dem Umstand, daß sie ordenszeitlich sind, einen großen Umfang haben und doch als eigentliche Ordensburgen nicht in Betracht kommen. Gerade sie finden schöne Parallelen in den großen mittelalterlichen Steinburgen des Westens.

Zwei Landwehren auf der Frischen Nehrung, die Große und die Kleine Gardine, stammen wohl noch aus Vorordenszeit. Sie spannen sich quer über die schmale Landzunge und dienten nicht eigentlich als Verteidigungswerke, sondern waren dicht mit Baum und Busch bestanden, also mehr Verrammelungen des Einfallweges. Die livländische Chronik berichtet sehr anschaulich von einer solchen heidnischen Landwehr auf der Kurischen Nehrung.

Da nun die Erforschung all dieser Verteidigungsanlagen systematisch in Angriff genommen wird, dürfte sich manches Geheimnis, das sie jetzt noch bieten, bald aufhellen.

Intermezzo

Glühende Pfeile schleudert der Westen über das Meer,
und weidwund verbluten die fliehenden Wellen. —
Leise — wie sinkender Nebel — naht sich das Schweigen,
und still in silbernem Rahn
gleitet des Mondes Gebet
über die träumende Flut.

Martha Hinz



Das Adalbertkreuz bei Fischhausen

Das Samland und die Adalbertlegende

Von Oscar Schlicht

Die Erkenntnis der Gegenwart ist unmöglich
ohne Kunde der früheren Zeit.

Leopold von Ranke

Auf hohem Seeufer, unweit der Stadt Fischhausen, erhebt sich aus der Landschaft ein gewaltiges Eisenkreuz, das in gutgemeinter Absicht aber völliger Verkennung seiner Wirkung in neuerer Zeit durch eine Fichtenpflanzung leider um seine früher so bedeutsame Fernwirkung gebracht ist. Dieses 1832 von einer polnischen Gräfin Wielopolska errichtete Kreuz gilt dem Andenken des einstigen Prager Bischofs Adalbert, der am 23. April 997 an dieser Stätte den Märtyrertod erlitt.

Wohl um keinen der in deutschen Landen einst tätig gewesenen Missionare hat sich ein größerer Legendenkreis gebildet, als um den sicher persönlich bedeutsamen Wojtuch Slawenik der nach seinem gewaltsamen Tode im Samland als Sankt Adalbert die hervorragendste Persönlichkeit der slawisch-katholischen Kirche werden sollte. Den Grund hierfür haben wir vor allem in seiner Nationalität zu suchen, war Adalbert doch als slawischer Missionar etwas absolut Neues, nachdem bisher alle Christianisierungsbestrebungen stets von Deutschen ausgegangen waren. Auch Adalbert hatte seine christliche Ausbildung in Magdeburg erhalten, damals dem Hauptort des christlichen Deutschtums gegen den Osten.

Der Lebenslauf Adalberts ist urkundlich weitgehendst festgelegt. Geboren um das Jahr 951 in Libibice bei Kolin in Böhmen als Sproß

eines angesehenen Grafengeschlechts — die angebliche Stätte seines Geburtshauses wird dort noch heute gezeigt —, war er vom 15. bis 23. Lebensjahr in Magdeburg. Zurückgekehrt nach Prag wurde er, wohl infolge seiner vornehmen Herkunft, bereits im 30. Lebensjahre dortselbst Bischof. Widrige Verhältnisse verleiteten Adalbert aber diese Stadt, und fast die ganze spätere Zeit seines Lebens verbrachte er in Rom, dort zu hohem Ansehen kommend; ferner auf Reisen, bei denen er 996 auch an den Hof des Polenherzogs Boleslaw I. (992—1025) kam, zu dem seine Familie in verwandtschaftlichen und politischen Beziehungen stand.

Bemerkenswert ist die enge Freundschaft Adalberts mit dem jugendlichen deutschen Kaiser Otto III., der im Jahre 1000 sogar mit großer Begleitung eine Wallfahrt zu den nach Gnesen überführten Gebeinen Adalberts machte und bei dieser Gelegenheit das Erzbistum Gnesen gründete, den engsten Freund und Reisebegleiter Adalberts nach Preußen, Gaudentius, dort zum Erzbischof einsetzend. Polen selbst hatte etwa 20 Jahre vordem des Christentum angenommen. Aus dieser in übergroßem deutschen Idealismus unternommenen Tat entwickelte sich dann in der Folgezeit jenes selbständige slawisch-kirchliche Leben, dessen für das Deutschtum so unheilvollen Einfluß der deutsche Osten gegenwärtig in sich immer verstärkendem Maße zu ertragen hat.

In Gnesen benutzte der politisch hervorragende Herzog Boleslaw die religiöse Schwärmerei Adalberts, um ihn zur Fahrt nach dem Samland, damals dem Kern des alten Preußenlandes, zu ermuntern, vielleicht annehmend, daß das Christentum ihm hier den Weg zur politischen Eroberung bahnen könnte. Nach einer Rast in Danzig segelte Adalbert mit einem von dreißig Leuten besetzten Boot um die Mitte des April in schneller Fahrt übers Meer, landete mit zwei Begleitern auf einer Insel, wahrscheinlich dem Land zwischen dem alten Balgaer- und dem Lochstädter Tief, und zwar wohl dort, wo das Haff bei Camstigall einen kreisförmigen Bogen macht. Von hier vertrieben, setzte er über einen Fluß, das Lochstädter Tief, nach dem Festland, um in einem Marktflecken, dem alten Fischhausen, eine fünftägige Unterkunft bei ihm wohlwollenden Preußen zu finden. Auch von hier wird er verwiesen, und die Unausführbarkeit seiner Missionsreise erkennend, beschließt Adalbert seine Rückkehr über die Nehrung nach Danzig. Hierbei wurde nun Adalbert, da er auch wiederholt verbotenes Land betrat, von nachteilenden Bewohnern des Marktfleckens unter Führung von Priestern auf einem freien Feld erschlagen, während auffallenderweise seine Begleiter die Gegend unbehelligt verlassen konnten; jedenfalls war das ganze Operationsgebiet Adalberts im Samland nur ein sehr beschränktes. Die Gebeine Adalberts, an die sich mancherlei Sagen knüpfen, wurden dann bald darauf nach Gnesen geholt und kamen dann schließlich nach Prag.

Die Frage, ob der Missionsversuch Adalberts als der erste seiner Art in Samland anzusehen ist, kann wohl mit ziemlicher Bestimmtheit verneint werden. Nach Aufzeichnungen des römischen Schriftstellers und Märtyrers Justinus soll die christliche Religion in Preußen sogar schon im zweiten Jahrhundert bekannt gewesen sein, was bei den sich bis Rom erstreckenden Handelsbeziehungen des Bernsteinlandes nicht unwahrscheinlich erscheint. Und wenn wir hören, daß um 950 der Dänenkönig Hacquin in dem damals unter seiner Herrschaft stehenden Samland das Christentum predigen ließ, so beweist dieses, daß hier sicher schon christliche Grundlagen vorhanden waren. Bekehrungsversuche von polnischer Seite erscheinen daher überflüssig, wenn nicht politische Gründe vorlagen, die wir darin suchen können, daß polnische Eroberungszüge nach hier bisher vergeblich waren. Daß die Dänen das Christentum im Samland schon in der Vorordenszeit verbreitet hatten, geht schließlich auch daraus hervor, daß der 29. Juli, der Tag des 1030 getöteten dänisch-norwegischen Nationalheiligen König Olaf, damals hier mitgefeiert wurde.

Mehr als fünfzig zeitgenössische Quellen haben uns die Kunde von der Missionsreise Adalberts überliefert. Unter diesen steht der bald nach Adalberts Tod geschriebene Bericht von Canaparius, dem Abt des Klosters St. Bonifacius in Rom, in dem Adalbert eine Reihe von Jahren lebte, an erster Stelle. Seine Aufzeichnungen sind noch deshalb von besonderer Bedeutung, weil in ihnen erstmalig die Bewohner des Samlandes als „Pruzzi“ benannt werden, unter welcher Bezeichnung sie dann schnell in der ganzen Christenheit bekannt wurden, um schließlich einem gewaltigen Reich den Namen zu geben.

Kaum weniger wichtig ist der sich auf die persönliche Rücksprache mit den Reisebegleitern Adalberts stützende Bericht Bruns oder Brunos von Querfurt aus dem Jahre 1004, einem Mitbruder Adalberts in Rom, der gleichfalls auf einer Missionsfahrt 1009 im östlichen Preußen ums Leben kam. Als dritte bedeutsame Handschrift ist schließlich die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in München entdeckte „*Passio santi Adalberti martris*“ anzusehen, in der zum ersten Male auch der Ort, bei dem Adalbert getötet wurde, als cholinun bezeichnet wird. Dieser Name führte in der Folge zu den verschiedensten Annahmen über die Todesstätte Adalberts, da man nicht berücksichtigte, daß damit kein bestimmter Ort, sondern nur etwa eine auf einer Anhöhe stehende Pfahlburg zu verstehen ist.

Viel wichtiger für die Bestimmung der Todesstätte Adalberts erscheinen aber die aus ältester Zeit auf uns gekommenen und sich an eine Kirche knüpfenden Ueberlieferungen, die durchaus darauf hinweisen, daß Adalbert an jener Stelle im Samland ums Leben kam, die mit Recht noch heute dafür angesehen wird. Die älteste ist jene,

die von dem Bau einer dem Andenken Adalberts gewidmeten Kirche in den Jahren 1014—1035 berichtet; damals herrschte der Dänenkönig Kanut, ein Schwager von Boleslaw, über das Samland. Dann sollen zu Beginn des zwölften Jahrhunderts englische Kaufleute Reliquien des Heiligen aus einer „uralten dänischen Kirche“ im Samland über das Haff geholt haben. Verfolgen wir das Vorhandensein einer Kirche am Standort des Kreuzes weiter, so hören wir, daß hier etwa zwischen 1320—1343 vom samländischen Bischof Johannes I. an Stelle einer abgebrannten Kirche eine neue errichtet wurde, es war jene Kirche, die im Jahre 1669 ein Sturm einstürzte. Daß diese Bauzeit richtig ist, wurde gelegentlich der Freilegung der jetzt mit Sand bedeckten Fundamente im Jahre 1847 festgestellt, wobei sich ergab, daß die hierfür benutzten Ziegelsteine völlig jenen der etwa gleichzeitig errichteten Lochnedter Burg glichen, auch Brandspuren fand man damals. Schließlich heißt es in einer Eingabe der Tenkittener Kirchengemeinde aus dem Jahre 1670 von ihr als der „Eltesten Kirche auf Samland“, und auf einer Karte des Jahres 1723 im Berliner Staatsarchiv wird die Stelle bezeichnet mit „Rudera der St. Adalbertskirche, so die erste christliche Kirche in Preußen gewesen.“ Wir können also fast durch ein Jahrtausend die Ueberlieferung einer Kirche auf dem Todesplatz Adalberts verfolgen.

Schwieriger, ja fast unmöglich ist es an Hand der alten Berichte den Todesort Adalberts festzustellen, daher gelangten selbst sehr vorsichtige Forscher zu den abweichendsten Ergebnissen. Hierzu wurden sie, abgesehen von dem ominösen „cholinun“ dadurch verführt, daß sie zumeist die gegenwärtigen geographischen Verhältnisse des südwestlichen Samlandes den Untersuchungen zugrunde legten, während diese unzweifelhaft in den vielen Jahrhunderten nach Adalberts Tod wesentlichen Veränderungen unterlagen. So befanden sich noch bei Beginn der Ordenszeit bewohnte Inseln bei Kamstigall; die Nehrung hatte noch andere Verbindungen zwischen See und Haff, das Pillauer Tief existierte damals noch nicht, auch erscheint der Bau der Lochnedter Burg an dieser Stelle als ganz zwecklos, wenn das Tief damals nicht mehr befahren wurde. Wesentlich ist auch die Feststellung einer ehemaligen Preußenburg auf dem hohen Haffufer bei Fischhausen-Rosenthal, wird doch das „cholinun“, der Hof eines preußischen Häuptlings in der Passio als ein mit einem Wall umgebener und von einem Hügel überragter Ort geschildert, zu dem der Eingang durch eine dunkle Höhle oder Graben führte, eine Angabe, die noch heute ihre Bestätigung in den dortigen Terrainverhältnissen findet. Und auch für den erwähnten Marktplatz kann nur die altpreußische Ursiedlung des heutigen Fischhausen in Frage kommen.

Eine Gefahr für das Leben Adalberts und seiner Begleitung dürfte ursprünglich kaum vorgelegen haben, hatte das Samland

doch damals schon eine kulturell vorgeschrittene Bevölkerung, die zwar ihrem alten Preußenglauben anhing, aber, wie alte Reiseberichte melden, gerade gegen Fremde überaus tolerant und gastfrei war. Allerdings verweigerten sie, wie der Chronist Adam von Bremen um 1075 schreibt, den Christen den Zutritt zu ihren heiligen Hainen, die ihrer Ansicht nach dadurch verunreinigt wurden. Noch spät in der Ordenszeit hören wir von solchen heiligen Wäldern, die sich der ganzen westlichen Samlandküste entlang zogen, und noch heute führt z. B. ein kleines Waldstück bei Fischhausen-Gaffken diese Bezeichnung. Den Grund für das Verbot des Betretens dieser Wälder dürften wir aber auch mit darin zu suchen haben, daß die heidnische Priesterschaft den Ertrag des an dieser Küste gefundenen Bernsteins für sich in Anspruch nahm und dabei natürlich jeden Fremden von der Seeküste möglichst fern hielt, eine Maßregel, die sich, wenn auch nicht ganz so strenge, noch bis in das vorige Jahrhundert erhielt. Hinzu kam daß sich in diesen Wäldern, nördlich von Germau, das altpreußische Romowe befand, der Sitz des obersten Priesters der Preußen. In Unkenntnis der preußischen Sprache, dürfte Adalbert dieses Verbot nicht beachtet haben, und so führte schließlich die mehrmalige Uebertretung desselben zu seinem Tode. Polnische Chronisten berichten, daß jenes Romowe, wahrscheinlich um den Tod Adalberts zu rächen, dann auf einem Siegeszug der Polen durch Herzog Boleslaw zerstört sein soll.

Ein vielleicht unbewußt empfundenes Schuldbewußtsein der Samländer brachte es mit sich, daß die Adalbertsverehrung im Samland sich stets nur in recht engen Grenzen hielt, wenn auch der samländische Bischof Siegfried von Reinstein anläßlich des Baues der Königsberger Kathedralkirche 1302 schreibt, daß solche zu Ehren des heiligen Adalbert errichtet werden soll, der das Gebiet der Diözese mit seinem Blut besprengt habe. Dieser Zeitpunkt ist übrigens der älteste, bis zu dem sich die christliche Tradition vom Tode Adalberts im Samland verfolgen läßt. Auch das vor der Kirche in Fischhausen stehende Standbild Adalberts von Siemering erinnert noch an diesen Märtyrer, gibt aber leider eine völlig unrichtige Vorstellung von seiner äußeren Persönlichkeit, die im Gegensatz zu diesem Bildwerk als klein und bartlos geschildert wird.

Unendlich wichtiger aber ist die Märtyrerpersion Adalberts für Polen und die polnische Kirche, deren Nationalheiliger er in der Folgezeit werden sollte, und für die der Todesplatz Adalberts eine besondere Bedeutung hat. Was uns Samländern nur als eine Erinnerungsstätte erscheint, ist für jene das geheime und auch laut ausgesprochene Ziel ihrer Wünsche und noch immer wie seit einem Jahrtausend umkreist der weiße Adler dieses kerndeutsche Land. Das Adalbertkreuz auf dem hohen Seeufer bei Fischhausen ist daher für das Deutschtum zu einem Warnungszeichen von größter politischer Bedeutung geworden.

Samland

Von Dr. Wilhelm v. O b e r n i t z

Ueber dem Norden lastet kimmerische Finsternis. Und doch entstrahlt diesem Dunkel ein Licht, dämmernd-geheimnisvoll, hervorbrechend aus einem schimmernden durchsichtigen Stoffe, der, mit berauschendem Dufte verbrennend, gerieben, wundersame Kräfte der Anziehung entwickelt. Elektron nannte man diesen phantastisch leuchtenden Stoff, ahnungslos, daß man mit verwandtem Namen einstmal's Gewalten bezeichnen würde, welche die Welt umzugestalten imstande sind. Man hielt jenen Stoff in dichterischer Verklärung für verwandelte Tränen treuer Schwesterliebe, für jene Tränen, welche die Heliaden, die Sonnentöchter, um ihren Bruder Phaethon vergossen hatten. Woher kam das geheimnisvolle Elektron in die Kulturwelten des Ostens und Südens? — Man wußte es nicht. Man fabelte von fernen Inseln im Nordmeer. Man träumte von einem Bernsteinlande, das keiner jemals gesehen hatte. Man träumte, man sprach, ohne es zu wissen, vom Samlande.

Ein zweites Bild: Drei Männer landen, von dreißig Kriegern begleitet, an einem unwirtlichen Gestade. In der ersten Nacht entfliehen die Schiffs- und Kriegsleute. Die drei Männer sind allein, aber sie wissen, ihr stärkster Schutz ist mit ihnen, ihr Heiland, den sie den Heiden verkünden wollen, dem es zu folgen gilt, führt er sie gleich in den Blutzeugentod. Sie wandern dahin und kommen an eine Stelle, wo das Brausen des Meeres sie mit Entsetzen erfüllt. Volk sammelt sich an. Die Jünger Jesu predigen die Lehre der Liebe. Aber man versteht sie nicht. Man bereitet ihnen den Lohn, den sie erwarteten: St. Adalbert von Prag, Gaudentius sein Stiefbruder und ein böhmischer Geistlicher fielen als Märtyrer an der Küste Samlands.

Ein drittes Bild: Männer sind in das Pruzzenland gekommen, mönchische Ritter mit weißem Mantel und schwarzem Kreuz. Glaubensboten auch sie, aber Eroberer und Kolonisatoren zugleich. Weite Strecken des Gebietes der Heiden haben sie unterworfen. Einen gefahrdrohenden Aufstand haben sie niedergeschlagen; aber da ist ein Gau, den sie noch nicht betraten. Er liegt vor ihnen wie ein düsteres Geheimnis. Nun hat sich ein starkes Kreuzheer gesammelt, wie es jenes Land noch nicht erschaute. Ein großer König, Ottokar von Böhmen, weilte in seiner Mitte. Wohl, er selber wandte frühzeitig den Schritt rückwärts. Aber sein Heer erreichte das Ziel. Die Stadt ward gegründet, welche Mittelpunkt des gesamten Landes werden sollte, und erobert wurde — das sagenumwobene Samland.

Und abermals ein Bild: Ein wohlgeordneter Staat, die erste, im schönsten Sinne moderne Menschengemeinschaft ist erblüht an den Gestaden der Ostsee. Gebietend steht sie auf dem Gipfel ihrer Macht; da

naht jäh von Osten ein grimmiger Feind. Gewaltige Heereswogen brausen heran. Aber die Horden der Unordnung erliegen den Scharen der Gesittung in grausiger Winterschlacht. Sagen umwuchern das zähe Ringen. Das Ordensheer weicht vor den Litauern; das Banner ist gesunken. Alles scheint verloren. Da ergreift ein Königsberger Schustergeselle das heilige Palladium. Er stürmt voran, die andern ihm nach. Der Sieg ist erfochten. Das Ganze ist wohl eine Erfindung, hinter welcher die große Wahrheit steht, daß an die Stelle des Ritterheeres die Bürgerscharen treten werden. Jener gewaltige Strauß aber ist geschichtlich. Er wurde ausgefochten auf den Gefilden Rudaus im Samlande.

Merkwürdig und vielgestaltig sind die Bilder, die in der Seele des auf historisches Werden Zurückschauenden bei Nennung von Samlands Namen emportauchen. Aber nicht minder vielgestaltig, nicht weniger anziehend, ja bezwingend sind die Bilder, die das Samland von heute in uns hervorruft. Bilder, höchst eindrucksvoll, nicht nur für den, welchem dieser Gau die Welt seiner Kindheit und Jugend bedeutet, sondern unvergeßlich auch für jenen, der ihn als fremder Besucher betreten durfte.

Rings Gewässer, teils Ströme, teils weitgedehnte, schimmernde Strandseen, teils unbegrenzte Meerflut. Am Südrande eine Großstadt, ungemein vielseitigen Gepräges. Alte Bauwerke, enge, lebendurchflutete Gassen, weite neuzeitliche Straßenzüge, lachende öffentliche Gärten, nicht unwesentliche Höhenunterschiede des Geländes. Zwei Seen im Weichbilde, der eine eng und hochufrig, der andere weitgebreitet in der Ebene, beide gartenumsäumt. Ein Strom, mehrfach verzweigt, Träger lebhaften Hafenverkehrs. Diese und andere Elemente schließen sich zum Bilde der Landeshauptstadt Königsberg zusammen. Unterhalb ein mächtiger Strom, dauernd von Seeschiffen befahren, oberhalb ein schmalerer Fluß, meist in zwei Arme gespalten, zwischen linden Hängen zu Tale ziehend. Im Ostsamland ausgedehnte Ebenen, wogende Feldebreiten, schattige Wälder, im Norden bespült von dem machtvollen, schimmernden Spiegel des Kurischen Haffes.

Weitaus mannigfaltiger erscheint Westsamland. Eine Hochfläche, von Tälern durchseht. In diesen Furchen liebliche Dörfer, oftmals an klaren Wasserspiegeln malerisch gelagert, in Schutz und Schirm meist alter, prachtvoller Kirchen. Hügel und Ebene, Laub- und Nadelwaldungen, Fruchtgefilde und stille Haine in stetem Wechsel. Das Ganze ein blühender Garten, dichter besiedelt als man es sonst im Osten kennt, ein Gesamtbild von ungemeiner Weichheit und Anmut der Erscheinung. Die eigenartig milde Schönheit Binnensamlands zeigt am deutlichsten ein Blick von der Höhe seines beherrschenden Gipfels, des Galtgarbens. In tiefem Schatten uralter Eichen steigt

man empor. Stelle Ringwälle werden gekreuzt, Reste einer uralten Kulturstätte, einer Fliehburg, welche die Sage als Residenz Samos, eines Sohnes des erdichteten Pruzzenbeherrschers Widewut, deuten will. Droben das weithin ragende Landwehrkreuz, zum Andenken an die Befreiungskriege, die in Ostpreußen ihren Ausgang nahmen, auf Anregung des Königsberger Kriegsrates Scheffner errichtet, der, seinem Wunsche gemäß, unter den ehrwürdigen Eichen des alten, heiligen Berges seine letzte Ruhestätte gefunden hat. Vom hohen Aussichtsturme bietet sich ein unvergeßliches Bild. Zu Füßen das reiche Land mit Hügeln und Thälern, Seen und Waldungen. In der Ferne die vielgetürmte Hauptstadt Königsberg. Im Süden, Westen und Norden ausgedehnte Wasserflächen, Frisches Haff und Meer, in völlig verschiedenen Farben schimmernd. Dorthin, zur Küste, aber zieht es vor allem des Samland-Wanderers Seele.

Größte Gegenätze drängen sich hier oft unmittelbar nebeneinander. Nun flacher Strand, nun wilde, gebirgsartig zerklüftete Steilküste mit wundersamsten Farben und Formungen. Nun kahle Hänge, nun tiefster Waldess Schatten. Nun weite Blicke auf endlos gedehnte Wasserflut, nun Ausichten auf herrlich geschwungene Linien, auf Buchten und Vorgebirge. Nun ein Waldtal, eng, düster, gewunden. Jetzt aber reißen die Wände auseinander. Drunten das Meer: Thalatta! Thalatta! Jede Schlucht dieser Küste ist eine Welt für sich. Hier wildzerrissene Hochgebirgsszenarien, wie bei Groß-Dirschkeim oder in der Groß-Kuhrener Rosenschlucht, dort die Waldgründe Warnickens. Hier die grandiose Schönheit der Gausuppschlucht bei Rauschen, dort die milde Lieblichkeit des an Thüringen gemahnenden Sachsbahtales bei Neukuhren.

Welche gewaltige Punkte im Küstengelände hier und da zerstreut! Auf hohem Ufer des Frischen Haffes an wundervoll geschwungener Bucht eine Burg: Lochstedt, eines der ältesten und edelsten Deutschordenshäuser Preußens. Prächtige Portale mit glasierten Ziegeln, eine Kapelle voll stiller Hoheit, enge Gemächer mit Wandmalereien: die Stätte, da einer der Größten des Ordens, Heinrich von Plauen, der das Vaterland rettete und den man, dessen zum Danke, des Verrates beschuldigte und einkerkerte, in Frieden seine hehre Seele aushauchte. . . . Nicht fern von hier ein einsames Kreuz auf steilem Dünenrande, die Stelle kennzeichnend, wo nach einer alten Ueberlieferung St. Adalbert von Prag 997 das Martyrium erlitten hat. Der Wind weht, die Wogen brausen, und alte Mären werden wach. Was hier geschehen oder auch nicht geschehen sein mag: einerlei, man spürt, es ist ein heiliges Land, auf dem man steht. . . . Und weiter gen Mitternacht in sturumbrauster Weltabgeschiedenheit dort, wo die Küste jäh von Süd-Nord nach West-Ost umbricht, der Leuchtturm Brüsterorts, mit seinem Blinkfeuer die Schiffe vor der an

gefährdenden Rissen reichen Küste warnend. . . . Morgenwärts der Wachtbudenberg, ein Hochgipfel am Strande, wie kein anderer Punkt die Wunderwelt der Küstenbildungen dem Auge offenbarend. . . Und dann der Park von Warnicken! Riesige Eschen ragen empor, Baumgiganten, angesichts deren man die Vorstellung unserer germanischen Altvorderen von der Welt als Esche verstehen kann. Am Boden üppigst wuchernder Pflanzenwuchs, aus dem im Sommer eine fast unglaublich anmutende Fülle großer, blauer Glockenblumen emporstrebt. Und dann plötzlich das Meer in der Tiefe tosend und schäumend in einem Rausche verschiedenartigster Farben.

Endlich die Samlandsbäder! Jedes ein Sonderwesen, von seinem Nachbarn aufs schärfste abstechend, Pillau gleichsam schwimmend zwischen See und Haff, ist in erster Linie Hafenplatz, an einem prachtvoll gegliederten Küstenstriche gelegen, eine Stätte berauschernder Beleuchtungsschauspiele: untergehende Sonne über dem Meere, aufgehender Mond über der Lagune, alles getaucht in Glut und Farbe. . . . Sodann, mit der alten Seefeste durch einen aussichtsreichen Dünenzug verbunden, Neuhäuser, auf sanften Abhängen der See zugekehrt, strahlend in der fast südländischen Ueppigkeit seiner Gärten, nordwärts umrahmt von schattigem Buchenwalde. . . . Nun ein anderes Bild: Palmnicken, bekannt als Stätte großer Industrie, unmittelbar an der Küste, mit seinen Bergwerken und Fabriken, Mittelpunkt der Bernsteinengewinnung und -verarbeitung, durch seine Umgebung und seinen schönen Park auch landschaftlich anziehend. . . . Gänzlich verschieden von dieser Welt des Westgestades mutet die des Nordufers an. Hier eröffnen zwei Ansiedlungen den Reigen, die als Badeorte kaum in Betracht kommen: Klein-Kuhren, ein Alpendorf am Strande, an die Abhänge des Wachtbudenberges angeklammert, und das oberhalb einer wundervollen wilden Schlucht behäbig gelagerte Groß-Kuhren.

Hinter dem alleinstehenden Gasthose Warnickens folgt, hoch über dem Meere, oberhalb einiger der herrlichsten Waldschluchten, der reizende Villenort Georgenswalde, an einen alten Gutshof angelehnt, in heutiger Form eine junge Schöpfung, und sodann die Perle der Samlandsbäder: Rauschen, die Stätte wunderbarster, packender Gegensätze. Das alte Dorf zieht sich längs dem Ufer eines vielgewundenen, höhenumschlossenen, waldumrauschten, von uralten Linden überschatteten Mühlenteiches dahin. In Terrassen steigt es nordwärts zur Düne hinan, auf deren Höhe, gegen die tiefdrunten schäumende See geöffnet, die neue, großartige, elegante Badestadt sich ausbreitet. Und welche Gegensätze in der Umgebung! Abendwärts, leicht erreichbar, die wundervolle Steilküste bis Brüsterort Landeinwärts verschwiegene Waldtäler, ragende Höhen, von denen man in der Ferne das Meer blauen sieht, und die weiten, köstlichen

Revier der Warnicker Forst. Gen Morgen das kahle Vorgebirge des Coppöhner Hakens mit herrlichster Gesamtüberschau des samländischen Nordgestades, hinter dem sich die Bucht von Neukuhren aufthut. . . . Dieser Nachbarort zeigt einen von Rauschen völlig abweichenden Typus. Das Großartige wird zum Lieblichen. Prächtig der Blick von hoher Seeterrasse aufs Meer, anmutig die Anlagen der Wanger Spitze, reizend die Steige des weithin ins Land sich erstreckenden, freundlich umbuschten Lachsbahtales. Eine eigene Note bringt in Neukuhrens Gesamtbild der bedeutende, molengeschützte Fischereihafen, der einzige sichere Ankergrund zwischen Pillau und Memel.

Endlich Tranz, ein neuer Höhepunkt neben Rauschen, für manchen den Gipfel der Samlandsbäder bezeichnend. In der Mitte die zu wundervollen Wandelgängen ausgestalteten Uferbefestigungen mit ihrer imponierenden Kette glänzender Gaststätten, eine Szenerie lebhaft an die der berühmten Digue von Ostende erinnernd. Dahinter, binnenwärts, ein umfangreicher, anmutiger Ort mit breiten, baumbesetzten Straßen. Westwärts gegen die schönen Steilufer Rosenhens hin, eine Kolonie meist norwegisch gestalteter Holzhäuser. Im Osten ein riesiger Park mit lachenden Rasenflächen und lauschigen Steigen, allgemach in weitgedehnte Waldungen übergehend, eine Welt geheimnisumspannter Moore voll wunderbarer bunter Blumen und schwarzer, träger, acherontischer Wasserläufe. Fern hinten der blaue Spiegel des größten deutschen Strandsees. Das Ganze bildet das Tor vom sagenumwehten Bernsteinlande zu den geheimnisvoll-düsteren Dünenmysterien der Kurischen Nehrung. An der Grenzscheide beider Gebiete ragt ein beherrschender Berg. Von seinem Aussichtsturme überschaut man noch einmal die Samlandküste bis Brüsterort und blickt weit hinein in die Wundersphäre der preußischen Wüste. Die Seele des Betrachters aber erfüllt sich mit Stolz, diese Welten, so reich an Erinnerungen, so überströmend an Schönheit, Heimat nennen zu dürfen.

Meeres-Morgen

Der Sturm verebbte mit des Tages Welle;
so auch die Nacht. — Der junge Tag erblaut
in sieggewohnter, kühler Sonnenhelle.
Das Meer erhebt sich sanft wie eine Braut,
die sich am Morgen, an des Lebens Schwelle
zum erstenmal im Arm des Liebsten schaut. —
Glasgrün und klar zum Grund wie eine Quelle.

R ä t h e W i l l i g m a n n

Kurische Nehrung und Vogelwelt

Von Prof. Dr. J. Thienemann

Leiter der Vogelwarte Rossitten

Mehr denn je wird jetzt immer betont, daß sich die faunistische Forschung nicht damit begnügen soll, nur ein Tatsachenmaterial aufzuzählen, sondern daß ihr die Aufgabe zufällt, die Tiere stets in Zusammenhang mit der Umwelt, mit den Lebensgemeinschaften zu bringen: Faunistik soll — wissenschaftlich ausgedrückt — zur Bio-coenotik werden. Nun ist es gewiß oft nicht leicht solchem Verlangen nachzukommen, besonders wenn es sich um große, schwer zu erforschende Gebiete handelt. Auf der Kurischen Nehrung dagegen mindern sich die Schwierigkeiten etwas. Hier ist alles mehr übersichtlich. Die Nehrung ist eine Welt im Kleinen; auch z. B. in volkswirtschaftlicher Beziehung. Was sich in den letzten ereignisreichen Jahren draußen im großen Weltgetriebe abspielte — hier fand es seinen Abglanz und ließ sich verhältnismäßig leicht beobachten. Die Verhältnisse sind hier nicht so kompliziert wie anderwärts. So auch in der faunistischen, speziell ornithologischen Forschung. Die Nehrung stellt ein festumgrenztes Gebiet dar, auf dem sich dem Forscher alles in mehr oder weniger gedrängter Form darbietet. Ein Beispiel:

Während ich diese Zeilen niederschreibe, schweifen meine Blicke hinaus auf die weite Fläche des Kurischen Haffs mit seinen Rohrbeständen am Ufer. Dichte Wolken von Staren ballen sich da zusammen, die man nicht nach Zehntausenden, sondern nach Hunderttausenden, vielleicht nach Millionen messen muß. „Was soll das? Was treiben diese Unmassen von Staren hier?“ so mag der Fremdling fragen. Komm mit mir hinaus, verehrter Leser, auf die weiten Palwen der Nehrung und erlebe da einen schönen Sommerabend. Bald nach Sonnenuntergang beginnt da ein Naturschauspiel, das jedem Menschen Staunen abzingen muß. Rauchwolken steigen empor. Die Büsche brennen, ja, der ganze Wald brennt — und es sind doch nur Mücken, sogenannte Haffmücken (Chironomiden), die da ihr Spiel treiben, vom Abendwinde wolkenartig hin- und hergetrieben. Hier die Mücken, dort ihre Vertilger die Stare, beides eng zusammengehörend, eines das andere bedingend. Die Mücken prägen der Nehrungsvogelwelt geradezu einen charakteristischen Stempel auf: alles lebt von Mücken, alles richtet sich nach den Mücken, und die übersichtliche Nehrung läßt diese Verhältnisse leicht überblicken: Lebensgemeinschaften!

Ferner die Anpassung der Vogelwelt an das wechselvolle Gelände der Nehrung. Ich darf meine Leser auffordern, mit mir eine Tour von Süden her die Nehrung entlang zu unternehmen.

Von Cranz aus zunächst Wald, schöner Hochwald, starke Kiefern, Zufluchtsstätten für unsere großen Raubvögel bietend. Vor Jahrzehnten brütete da noch der gewaltige Seeadler, und jetzt haben Wandersfalken und schwarzer Milan ihr Heim da aufgeschlagen. Der Schwarzspecht meißelt seine großen Nisthöhlen in die starken Bäume und läßt sein lautes „klia“ durch den Wald erschallen. Auf einem dort gelegenen Moore treiben noch Kraniche ihr munteres Wesen. Daß auch die gewöhnlicheren Kleinvogelarten vorkommen, ist selbstverständlich. Ich erwähne hier nur die besseren Sachen.

Hinter dem ersten Nehrungsdorfe Sarkau hört der Wald mit einem Male auf, und es beginnt die Wüste, regelrechte Sandwüste. Sofort eine ganz andere, und zwar viel spärlichere Vogelwelt: aus der Luft tönt das lullende Lied der Heidelerche herab, und auf dem Sande laufen einige Pieper und Regenpfeifer umher. In den dürrtigen Weidenbüschen Goldammern. Aber ein Vogel muß für dieses Gelände erwähnt werden, der eine Seltenheit darstellt und für jeden Vogelkenner von großem Interesse ist: der Triel oder Dickfuß. Im Juli 1918 wurde ein Nest dieses Vogels mit Eiern südlich von der Beobachtungshütte Ulmenhorst gefunden. Ueber das Gelände, in dem wir uns jetzt befinden, Kupstengebiet genannt, ist noch etwas Besonderes zu sagen. Früher war dieser Teil der Nehrung vollständig kahl. Kein Baum, kein Strauch! und da fehlte für gewisse Tierarten die Zuleitung vom Cranzener Walde nach den weiter nördlich gelegenen Rossittener Baumbeständen. Die Tiere scheuten sich, so weite wüste Strecken zu durchwandern. Während zum Beispiel die Spechtmeise bei Cranz eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist, fehlt sie bei Rossitten fast ganz. Auch die Sumpfmeise kommt nur selten nach Rossitten. Ferner hatten wir im Rossittener Gebiete der fehlenden Zuleitung wegen keine Schlangen, keine Eidechsen, keine Blindschleichen, keine Eichhörnchen, keine Baumratten, während diese Tierarten bei Cranz teilweise recht häufig sind. Jetzt ist es etwas anderes geworden. Das Kupstengebiet bestockt sich mehr und mehr, besonders wachsen die am Wege angepflanzten Schutzstreifen von Bergkiefern immer mehr heran. Da entsteht Zuleitung, und so sind z. B. Eichhörnchen bei Rossitten jetzt keine Seltenheit mehr; Sumpfmeisen sieht man jetzt auch öfter als früher, und Baumratten sind auch schon erbeutet worden. Die Tiere wandern, die Deckung benutzend, vorwärts. Es ist unter Umständen ein schweres Stück Arbeit, das öde, meilenweit sich hinziehende Kupstengebiet zu durchwandern, und ich kenne Fälle, wo die Touristen unterwegs einfach liegen geblieben sind. Um so größer dann aber die Freude, wenn plötzlich der Rossittener Wald auftaucht, und nicht nur

Wald, nein die Rossittener Oase. Rossitten stellt eine Oase im wahrsten Sinne des Wortes dar. Nur hier befindet sich wirklich fruchtbarer Boden, auf dem man überall Weizen bauen kann. Kühe und Pferde stehen bis zum Bauche im üppigsten Klee, und in unmittelbarer Nähe ein Gelände, das kaum einige dürftige Grashalme hervorzubringen vermag! Und wie mannigfaltig ist die Umgebung des Dörfchens Rossitten: Wasser, Bruch, Sumpf, Feld, Wiesen, Buschwerk, Wald — alles bietet sich dar, und darum findet sich hier die reichste Vogelwelt, und darum wurde auch gerade hier die Vogelwarte vor nun bald 25 Jahren, zunächst als Privateinrichtung, gegründet. In jüngster Zeit ist das Institut von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften übernommen worden. Den Hauptanziehungspunkt für die Vögel bildet ohne Zweifel das dicht bei Rossitten gelegene Möwenbruch. Man denke: das einzige derartige Bruch weit und breit, umgeben von Sandwüsten, ausgestattet mit allem, was die Vögel brauchen und lieben: schwimmende Inseln, Rohr- und Schilfbestände, Schachtelhalmflächen, Blänken, teilweise bedeckt mit den großen Blättern der Wasserrosen. „Hier ist gut sein!“, sagen sich die Vögel und strömen von allen Seiten zusammen. Am meisten fallen zunächst die Möwen auf. Es befindet sich auf dem Bruche eine Lachmöwenkolonie von mehreren tausend Paaren, und wenn dann zur Brutzeit im Mai, Juni und Juli die duftigen, weißen Vögel wolkenartig über dem Bruche umherschwärmen, gegen die dunkeln Bruchberge sich hell abhebend, oder am blauen Himmel wie Silber blüend, so ist das ein prächtiger Anblick, der die Besucher Rossittens immer wieder anzieht.

Das Bruch war früher Privatbesitz und wurde erst im Jahre 1904 vom Forstfiskus angekauft. Von der Zeit an habe ich die Möweneiernutzung vom Fiskus gepachtet, hauptsächlich zu dem Zweck, weil ich dann auch die ganze übrige Bruchvogelwelt in der Hand habe und Beobachtungen anstellen kann. Gern benutze ich hier die Gelegenheit, ein Wort über das Ausnutzen von Möwenkolonien zu sagen. Die sentimental, einseitigen Vogelschützer eifern oft gegen jede Ausnutzung einer Vogelkolonie von seiten des Menschen. Das ist meines Erachtens nicht richtig. Warum sollen sich die Menschen eine so wohlgeschmeckende und so nahrhafte Speise entgehen lassen, zumal deren Verbung dem Vogelbestande absolut nichts schadet, wenn das Nehmen der Eier sachgemäß ausgeführt wird. Diesen letzten Satz möchte ich allerdings doppelt unterstreichen, denn darauf kommt alles an. Jede Raubwirtschaft rächt sich natürlich bitter. Ich handhabe die Sache seit Jahrzehnten folgendermaßen: Die ersten Eier liegen hier gewöhnlich um den 3. Mai. Von da ab wird einen Tag um den andern alles weggenommen, um immer frische Eier zu haben. Nur an gewissen Stellen des Bruches sammle ich gar nicht.

Das sind die Schonreviere. Ebenso lasse ich die Eier in manchen schwer zu erreichenden Nestern liegen. Die Lachmöwe legt normalerweise drei Eier und wird durch das Wegnehmen zum Weiterlegen veranlaßt. Raubwirtschaft wäre es, wenn man das Sammeln ins Ungemessene fortsetzen wollte, wie es z. B. die unvernünftigen Eierräuber auf den Nordseeinseln getan, und damit ganze große Kolonien vertrieben und ausgerottet haben. Man muß seine Kolonie kennen, was man ihr zutrauen kann. Das Sammeln ist z. B. sofort einzustellen, wenn die nachgelegten Eier dünnshaliger und heller werden. Das ist ein Zeichen, daß der Möwenkörper in bezug auf Bildung von Kalk und Pigment anfängt zu erlahmen. So weit darf man es nicht kommen lassen. Wenn man zum richtigen Zeitpunkt aufgehört hat zu sammeln, dann machen die Möwen zum Schluß noch ein volles Gelege, brüten es aus, und es werden noch ebenso viel Junge gezeitigt wie in einer ungenutzten Kolonie, nur daß sie etwas später ausfliegen, aber das schadet ja doch nichts. Also die Kolonie muß in sachverständigen Händen sein, dann mag sich der Mensch ruhig seinen Tribut an den wohlschmeckenden Eiern nehmen und mag seine Freude daran haben. Während der bösen Kriegszeit, als es nichts zu essen gab, haben die Rossittener Lachmöweneier manchem Mangel abgeholfen. Sie waren ein beliebtes Volksnahrungsmittel geworden.

Wir fahren nun fort in der Betrachtung der Vogelwelt der Rossittener Oase. Neben den Lachmöwen brüten noch mehrere hundert Paare Flußseeschwalben auf dem Bruche, ferner die verschiedensten Entenarten, von denen Löffel- und Reiherenten hervorzuheben sind. Dann Taucher und im Rohrwalde die Rohrsänger. In manchen Jahren tönt auch der Ruf der großen Rohrdommel vom Bruche her bis ins Dorf, daß man ihn im Zimmer hört.

Von den Buschbrütern ist vor allem eine Art zu nennen, die man als eine Perle der Nahrungsnis bezeichnen kann: der Karmingimpel (*Carpodacus erythrinus*), dieser schöne rote Vogel mit seinem melodischen Pfiff. Zu seiner Beobachtung kommen zuweilen die Forscher von weit her gereist, und dicht vor meinem Fenster sitzen zuweilen fünf bis sechs dieser seltenen Vögel und tun sich an dem reifen Löwenzahn samen gütlich. Hier in Rossitten konnte man recht deutlich beobachten, in welch hohem Maße eine intensive Ausnutzung des Bodens unsere Vogelwelt beeinträchtigt. Früher zeigte die hiesige Feldflur viel eingesprengtes Buschwerk. Von Rossitten nach dem nächsten kleinen Dorfe Kunzen führten allein neun Feldwege durch die Flur, alle mit dichtem Buschwerk eingefäumt. Was war das für eine Landverschwendung! Aber wie

fühlten sich die Vögel dabei wohl! Es wimmelte von Grasmücken, besonders Sperbergrasmücken und Karmingimpeln. Da kam die Generalkommission und veranstaltete eine Zusammenlegung der Feldflur. Die Wege samt den Büschen verschwanden; eine kahle Feldflur entstand, und die Zahl der Vögel nahm in ganz auffallender Weise ab.

Von Rossitten aus setzt sich die Nehrung nach Norden zu abwechselnd zwischen Palve, Wald, Wüste und Kuptengebiet fort, und die Vogelwelt paßt sich diesem Gelände an. Bei den Dörfern Nidden und Schwarzort, die jetzt nicht mehr zu Deutschland gehören, findet sich wieder schöner Hochwald und so war es möglich, daß sich auf den hohen Kiefern bei Schwarzort eine Fischreiherkolonie ansiedelte, vermischt mit einigen Paaren des schwarzen Milans. Bei Nidden habe ich öfter den Baumfalken horstend angetroffen.

Das ist es, was sich in kurzen Worten über die Brutvögel der Nehrung sagen läßt. Sie bilden nicht die Hauptstärke unseres eigenartigen Landstreifens. Das tun die Zugvögel, auf die ich nun noch kurz eingehen muß.

Daß die Kurische Nehrung wohl die besuchteste Vogelzugstraße Deutschlands darstellt, dürfte in weiteren Kreisen bekannt sein. Aber was versteht man unter einer Vogelzugstraße? Die Menschen machen sich davon oft ganz falsche Vorstellungen, als ob die Vögel wie auf einer schmalen Fahrstraße vorwärts strebten. Nein! Man könnte vielleicht besser sagen Zuggebiet, denn solche Vogelzugstraße besitzt zuweilen eine ganz gewältige Breite. Nur auf der Kurischen Nehrung drängen sich die Vögel zusammen und halten eine recht schmale Straße inne. Sobald sie unsern Landstreifen verlassen haben, fliegen sie wieder mehr strahlenförmig auseinander und gelangen, wie der Vogelberingungsversuch zeigt, bis England, Frankreich, Spanien, Portugal, ja bis Südafrika. Wie soll man bei solchem zerstreuten Fliegen nähere Beobachtungen über die einzelnen Erscheinungen des Zuges, wie zum Beispiel Höhe und Schnelligkeit, feststellen! Wie soll man überhaupt die guten Zugtage herausfinden? Das ist nur auf der übersichtlichen Nehrung möglich, und darauf beruht die Stärke der Nehrung in ornithologischer Beziehung: man fühlt hier den Pulsschlag, wie es draußen in der Welt im großen Vogelzugsgetriebe aussieht.

Warum aber, so fragt man, drängen sich die Vögel gerade hier zusammen? Das bringt die Geländeformation mit sich. Als Hinterland, woher die Vögel im Herbst kommen, hat die Nehrung das nordwestliche Rußland, und ein großer Teil der gefiederten Bewohner dieser weiten Landstriche streben zum großen Teil nach dem Küstenwinkel hin, den die Nehrung bei den beiden Nehrungen, der Kurischen und der Frischen, bildet. Da finden sie dann auf diesen schmalen

Landstreifen die günstigste Gelegenheit zur Fortsetzung ihrer Reise, denn sie wollen zu ihrer Orientierung gern Land unter sich sehen. Wenn es an guten Zugtagen zuweilen über der Nehrung von Vögeln wimmelt, wenn einmal an zwei aufeinanderfolgenden Oktobertagen schätzungsweise 567 000 Vögel über mich bei der einsam in den Dünen gelegenen Beobachtungshütte Ulmenhorst hinweggezogen sind, dann sieht man vom See- oder Haffsrande aus auch mit dem Glase keine Vögel über dem Wasser ziehen. Die Vogelscharen halten sich nur über der Nehrung. Aber zuweilen müssen sie doch auch ihren Weg über See nehmen. Das zeigt der Umstand, daß man öfter zur Frühjahrszugzeit Unmassen von Vogelleichen am Ostseestrande angeschwemmt findet. Wie gesät liegen die Kadaver umher und man kann sie säckeweise zusammenlesen. Die Vögel sind bei ihrem Zuge über See in Eisregen oder in feuchten Nebel geraten, das Gefieder ist naß geworden, dann bei sinkender Temperatur zusammengefroren, so daß die gefiederten Wanderer in ihrer Hilflosigkeit zu Tausenden und Abertausenden in die See fallen und ihren Tod finden mußten. Ich habe solches Vogelmassensterben in den Jahren 1918, 1922 und 1923 hier auf der Nehrung erlebt und in den „Ornithologischen Monatsberichten“ eingehend darüber geschrieben. Solche gewaltigen Aderlässe am Vogelbestande sind aber etwas Natürliches und werden von der Natur auch in verhältnismäßig kurzer Zeit wieder wettgemacht.

Der Fernerstehende denkt bei dem Worte Vogelzug gewöhnlich nun an die Frühjahrs- und Herbstzeit. Wenn wir aber jetzt den Verlauf des Zuges auf der Nehrung näher betrachten, so werden wir merken, daß irgendwelcher Vogelzug eigentlich das ganze Jahr über zu beobachten ist. Beginnen wir mit dem Frühjahrszuge. Die ersten Krähen sehe ich in manchen Jahren schon in den ersten Februartagen ihren nordischen Brutplätzen wieder zutreiben, und im Jahre 1925 wurden die ersten ziehenden Wildgänse schon am 15. Februar beobachtet. Dann folgen die Hauptzugmonate März und April, wo es manchmal hier auf der Nehrung von Vögeln wimmelt. Anfang Mai flaut der Zug ab, aber Ende dieses Monats ziehen noch die nordischen gelben Bachstelzen zahlreich hier durch — und Ende Juni bereits treffen die ersten Strandvögel und Brachvögel auf der hiesigen Vogelwiese ein. Damit beginnen die Herbstzugescheinungen. Also nur ein paar Wochen Zugpause ist zu verzeichnen. Dann folgt sehr bald der Abzug des Turmseglers. Die jungen Stare begeben sich auf die Wanderschaft, und so stehen wir im Juli schon wieder mitten in den herbstlichen Zugescheinungen drin. Dann folgen die Hauptzugmonate August, September, Oktober, wobei namentlich der Oktober die gewaltigen Scharen von Krähen, Dohlen, Wild-

tauben, Drosseln, Sinken, Lerchen und Goldhähnchen bringt, die am hellen lichten Tage, sichtbar für Jedermann, die Nehrung entlang nach Süden wandern. Im November ist ein deutliches Nachlassen zu verspüren, aber um die Weihnachtszeit und auch Anfang Januar ziehen noch Krähen und Drosseln nach Süden. Das sind Erscheinungen, die also noch zum Herbstzuge zu rechnen sind, und in ein paar Wochen, Anfang Februar, ist, wie wir vorhin sahen, schon wieder etwas vom Frühjahrzuge zu merken. Wie wenig Stillstand also im Vogelbestande! Und so gehts jahrein, jahraus und all die Jahrhunderte hindurch, und der Mensch steht oft und staunt ob dieser gewaltigsten und rätselhaftesten Erscheinung innerhalb der Vogelwelt, er sucht hinter all die Geheimnisse zu kommen, die der Vogelzug birgt — aber wie vieles ist noch verborgen!

Nehrungsfiebern

Von des Sturmwindes Faust
ewig gezerrt und ewig zerzaust —
stehn sie in arg zerrissnem Gewand,
mit kurzen, kargen, wie schmerzgekrümmten Aesten, im trockenen Sand
wie hungrige, lumpenbehangene, krüppelige Bettler mit vielen Gebrechen . .

Doch gehst du an ihnen vorüber und hörst du sie raunen,
dann packt dich plötzlich ein namenloses Staunen.
Dein Mitleid, das heiß aus dem Herzen dir wollte aufsteigen,
das eben sich sanft, leidbindernd, über die armen, hungrigen Krüppel wollte
dein Mitleid . . lernt schweigen . . [neigen, —

Du stehst nicht vor Bettlern —: Dies krumme, verhungerte Holz
ist trotz seines Lumpengewandes wie Könige stolz!
Denn hat es auch keine Kleider, die prunken und gleißen . .
und hat es auch knapp nur sein trockenes Sandbrot zu beißen,
es fühlt sich als Sieger! im Kampf um sein bitteres Sein.

Und wenn du im Sturm seine Aeste hörst schrein,
es ist nur der Kampftruf gewonnener Schlacht,
ist Hohn, der hinter dem Feinde herlacht! —
Und fragst du drum, sagt es dir geradeheraus:
Der Geist — nicht der Leib! — macht das Leben aus! —

Fritz Rudnig

Dünenstille

Siehe, wie ein Wüstenwandern
war es in dem weiten Sand.
Ach, die Fernen und die andern
sind schon längst im blüh'nden Land.

Wolken kommen, Wolken gehen,
und die Stunde säumt und sinnt.
Doch in ew'gem Atemwehen
rinnt der Sand und rinnt und rinnt.

Alle Spur von Mensch und Herde
schon wie halbverlöschtes Bild.
Nur das Schweigen einer Erde,
die dem Gott entgegenschwillt.

Helene Westphal

Wasserjagd am Kurischen Haff

Von Tiermaler Hans Kallmeyer

Kennst du das größte der deutschen Haffe, diese Gewässer, die ein schmaler Landstreifen vom Meere trennt und ein kleiner Zugang mit ihm verbindet? Der Karte nach gewiß! Es ist das Kurische Haff, im Süden begrenzt vom Samland, beginnend bei Kranzbeek; im Osten von der Niederung bis hinauf nach Memel, im Westen von der Kurischen Nehrung, dem 90 km langen eigenartigen Gebilde mit den höchsten Wanderdünen der Welt. Im Süden und Osten liegen vor der Küste breite Schilf- und Binsenwälder. In ihnen herrscht geheimnisvolles Leben von allerhand Wassergetier. Enten, Blässhühner, Taucher, Möwen, Seeschwalben, Strandläufer aller Gattungen und dergleichen mehr. Majestätisch ziehen Raubvögel darüber ihre Kreise: vereinzelte Seeadler, Fischadler und häufiger die Rohrweihe, die Schilfpolizei, der keine angeschossene Ente entgeht. Seltenheiten findet man hier: so den Schwarzstorch, die große und kleine Rohrdommel, Teichhühnchen bis zum kleinsten, sogar die Wildgans und der Wildschwan kommen vor. In solchem Eldorado zu jagen, ist ein Genuß, den nicht jeder haben kann. Ich weiß allerdings nicht, ob die Freude am Beobachten nicht noch größer ist als am Ueberlisten und Schießen. Beides bietet gleiche Reize.

Morgen, 1. Juli! Aufgang der Entenjagd! Versammlung $1\frac{1}{2}$ Uhr früh, am Krug zu Dingsda und Suche im Rohr! So lautet die Parole in sämtlichen Haffdörfern am 1. Juli jeden Jahres. Voll

Spannung gehts hinaus. Zielwasser für jedes Rohr genehmigen die Schützen, die Kahnschieber reiben sich die Hände — ein gutes Trinkgeld winkt — die Hunde jaulen und miefen vor Begierde.

Leise geht es ins dichte Schilf, am Rande der Binsen und des Rohres liegen die meisten Enten. Mit 50 m Abstand schieben sich die Kähne durch die leicht rauschenden Binsen. Im Osten dämmert es schon! Da — bratsch, bratsch, zwei dicke Märzenten erheben sich schwerfällig, bums, bums, platsch, platsch! Die erste Beute liegt. „Hektor, faß, apport!“ In weitem Satz „fliegt“ Hundchen in das Wasser, holt sich Wind und apportiert mit Passion. Weiter geht es, links und rechts hat es geknallt. Ueberall wurde es lebendig im Rohr, ganze Schwärme von Enten fliegen aufgeregt umher und streichen auf das freie Haff. Aber merkwürdig! Auch unter den Enten gibt es Langschläfer und Festschläfer oder ganz Schlaue, die den Kahn dicht heranlassen, um plötzlich mit ängstlichem Geschrei doch aufzufliegen und dem Jäger zur Beute zu werden. Nicht jeder Vogel ist mausetot, viele stürzen geflügelt oder sonst krank geschossen herab. Nun beginnt eine oft aufregende Suche. „Da fiel sie hin“, sagt der Kahnschieber, „hier tauchte sie zuletzt.“ Alles sucht gespannt in dem Gewirr von Binsenstengeln, Mummelblättern und ähnlichem Kraut Wutsch! Eine Welle unter einem breiten Mummelblatt zeigt das Versteck, wo sie war, nur den Schnabel unter dem Grün hervorstekend zum Lustholen. Ein paar Binsenstengel wackeln, dort geht sie unter Wasser hin. Endlich sieht das spähende Auge im dichtesten Binsengestrüpp einen gelblichen Punkt, unterscheidet Federn von alten Rohrstücken im Wasser — ein Schnappschuß — die Ente streckt die Ruder nach oben. Sie gehört dem Schützen. So geht es manchmal, oft taucht die Angeschossene auf Nimmerwiedersehen ins Blättergewirr und versteckt sich auf dem Lande. In der Regel fällt sie aber den spähenden Augen der Rohrweihe auf und ist damit verloren. So geht es fast allen Schützen, sie bekommen nicht jede Beute, etwa 10—20 Prozent sind im dichten Schilf verloren, auch die besten Hunde versagen hier leicht! Stundenlang durchstaken unsere Boote das Rohrmeer; endlich ist Jagdschluß und sehr verschieden die Beute. Ist das Frühjahr gut gewesen und sind die Jungenten am Jagdbeginn flugbar, lohnt die Mühe. Ich habe es aber auch schon erlebt, daß am 1. Juli von vier Booten mit sechs Schützen nur sieben Bläßhühner und zwei Enten heimgebracht wurden. Vom ersten Tage an knallt es nun fast alle Morgen und Abende, ohne daß die Zahl der Wasservögel merklich abnimmt. Nur die Erfahrung macht die Tiere vorsichtiger und der jagdliche Erfolg schrumpft immer mehr zusammen bis die Zeit des Abendstriches beginnt. Meist sind es stürmische Augustabende, wenns tagüber zwischendurch geregnet hat, an denen der Zug gut ist. Alle Enten ziehen mit Vorliebe gegen Wind. Sie

kommen trotzdem sehr schnell an und verlangen sichere Schützen. Ganz herrlich ist die Beleuchtung von Haß und Moor bei der untergehenden Sonne. Alle paar Minuten klingt es: „wi, wi, wi...!“ Enten nahen. Schon kracht der Schuß — vorbei! Der Abendzug dauert gewöhnlich nur 20 Minuten, die voller Spannung und Aufregung sind. Oft weiß man nicht, wohin zuerst schießen! so schnell fliegen die Vögel über den Schützen im schwankenden Kahn. Besonders die Krick- und Knäckenten sind wahre Schnellflieger. Die Patronen werden bald alle. Jetzt dunkelt es mehr und mehr. Ruhepausen treten ein. Ein tiefes „Quorr, Quorr!“ zeigt den Haubentaucher im Schilf an, zunächst denkt man an Reiher, doch klingt ihr Ruf nur von oben her. Ganz ähnlich schreien die großen Möwen am Haßrand. Im Rohr sitzen tausende von Staren, die dort ihr Nachtquartier haben. Jeder Schuß schreckt sie auf, in wundervollen, exakten Kurven fliegen die Riesenschwärme einige Male hin und her, um dann mit donnern-dem Geräusch wieder einzufallen. Es klingt wirklich wie Gewitterdonner, wenn an 10 000 Vögel gleichzeitig auffliegen oder einfallen.

Der Mond schickt sein bleiches Licht auf die Schützen im Rohr, der gelbe Streifen im Westen versinkt im Haß. „Nu war wi goane!“ sagt der Kahnschieber. „Na, denn man tau!“ der Jäger. Ein paar mal poltert die Stange am Bordrand, rauschend durchschneidet das Boot die Binsen. Allenthalben erheben sich neu eingefallene Enten vor dem nahenden Kahn. Doch wir können nichts mehr sehen. Für heute habt ihr Ruhe „Liebe Antjens“. Morgen ist auch noch ein Tag.

Das Meer

Und immer wogt's und immer rauscht's,
 jahrhundertlang, jahrtausendlang,
 und immer sinnt's und immer tauscht's
 hüben und drüben den Wechselgesang.
 Es muß so beben, es muß so klingen,
 es muß so zittern, es muß so singen,
 es muß so wellen, es muß so klagen,
 es muß an die ewigen Harfen schlagen.
 Es findet nicht Glück, es findet nicht Ruh
 jahrhundertlang nicht, jahrtausendlang nicht —
 Es stöhnt, als wenn ihm die Brust zerbricht —
 Es ist Dichter, ist Mensch — wie du — —

Franz Lüdke

Samland-Sonate

Von Alfred Hehn

Der Leuchtturm

Adagio arpeggiato.

Das Blinkfeuer von Brüsterort kreist in ruhigem ewiggleichem Takt. Es ist zwei Uhr nachts. Juni. Ein ferner Nordlichtschein läßt in diesen Sommertagen die Nacht nie schwarz werden. Ueber das Meer wandert nur das Scheinwerferlicht. Die Wellen wandeln still und ebenmäßig. Wie Gottes große Güte. Von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ich stehe hoch oben auf dem Turm. Von weltverlorenen Winden umfungen. Die halbe Nacht habe ich mit dem einsamen Matrosen in seiner kleinen Wachtstube unter der Riesenlampe über das Meer und seine Menschen gesprochen. Der Matrose, ein einfacher Mann, sagte plötzlich: „Wissen Sie, wer aufs Meer geht, muß auf der Hut sein, wenn er was zu verbergen hat. Er wird sich in der unermesslichen Reinheit des großen Wassers nicht des Dranges erwehren können, sich rein zu waschen von aller Schuld.“ Die Wellen wandeln still und ebenmäßig. Wie Gottes große Güte. Wir haben auch von wilden Wogen gesprochen. Gleich dem Zorn des Unsagbaren.

Der Matrose steigt in die Kuppel, das Leuchtfeuer zu löschen. Der Morgen ist da. Die schwarzen Schatten der Bäume drunten am Dünenhang füllen sich mit Licht. Wie angezündet leuchten sie mit ihren Blüten. Nun wird der Turm, der König der Nacht, düster und müde. Die Sonne kommt von Land über Felder und kleine Büsche langsam zum Meer. Die Lerchen. Die Bienen. Die Schmetterlinge. Die Hähne. Kein Auto. Kein Telefon. Kein Flugzeug. Kein Motorboot. Seit abertausend Jahren der abertausendste Sommermorgen mit Lerchen, Bienen, Schmetterlingen und Hähnen. Und kostbar wie am ersten Tag. Und frisch und jung. Ein Fischerboot fährt fröhlich in die See hinaus. Die Fische sieht man in den Gluten blitzen. Kleine weiße Wolken wandern mit mir.

Die Düne

Andante sostenuto.

Die Musik ihres Werdens, da sie aus dem Meer stieg als jungfräuliches Land, zeichnet sich noch in ihren Umrissen ab und in den Aederungen des Sandes. Die Partitur einer Schöpfungssinfonie liegt hier offen für jeden, der seine Augen weiter zu schicken vermag als von Ding zu Ding. Lange bleibe ich vor der Düne stehen, um sie gleichsam zu durchschauern. Endlich, als die Sonne schon sehr hoch stand, begann sie zu reden. Das Meer raunte dazu und viele Bienen summten. Leise wanderten gelbe Falter. Leiser noch sprach

die Düne: „Es ist ein Fluch, nicht ruhen zu dürfen. Nie will ich Glieder haben, um zu wandern. Nie will ich Augen haben, um zu sehen. Nie will ich denken, um zu wissen. Die Ruhe des Lebens und die Ruhe des Todes gleichen sich in mir. Ich ahne im Beben meiner Erde das Meer. Ich ahne den Frühling so hauchzart wie er ist. Ich ahne eure Leiber, ihr Menschen. Aber ob ein Falter mich berührt oder eure Hand, weiß ich nicht mehr. Und wenn ein Mädchen singt, und wenn ein Vogel singt, für mich ist es kein Unterschied. Alles tastet ganz von fern an meine Ruhe. Ob man dich in mir begräbt oder ob du die Liebste in den Halmen küßt, die aus mir sprießen, es ist ein Hauch über meinem Frieden, in den ich alles einsauge. Und wird alles nicht ruhig um mich wie die Ruhe in mir? Bin ich nicht ein Psalm von heiterer Heiligkeit, wortlos und dennoch inhaltschwer? Warum verläßt du mich? Werde mein Baum, o Mensch. Vergrabe deine unruhigen Füße in meinem friedlichen Sand und rage still mit geschlossenen Augen. Hinter den Eidern erst zittert das Leben, das nie sterben kann.“ Leise wanderten gelbe Falter. Leiser wanderten die weißen Wolken. Aber am leisesten lächelte mit ihren Gräsern die Düne.

Die Pferde

Largo assai con anima.

Die Wiesen zerfließen in der sommerigen Dämmerung. In weiter Ferne erst wird Wald. Sonst nichts als die stille Wehmut einsamer Wiesen. Mit wenigen Blumen, die im Grün pünktchenhaft ertrinken und am Abend nun sich schließen, um ganz zu erblassen. Vom Meere weben sich weiße Nebel herüber. Dort wo die Sonne rot hinter goldene Dünen ins silberblaue Meer sinkt. Fern diesem Farbenrausch ist hier alles grün und sanft.

Und mit sanftem Braun schmiegen sich die Herden der Pferde in diesen Wiesenfrieden. Sie grasen gemach und gelassen. Sie stehen stundenlang still und schauen ins Nichts. Manchmal wandern sie, schwarz sich gegen den sonnenroten Horizont abhebend, wie eine Karawane nach Nirgendwo. Ich halte mich hinter einem Strauche verborgen. Ganz nahe steht eines der gütigen reinen Tiere. Das große Auge spiegelt den Himmel, ohne ihn zu begreifen. Ich versuche so außer mir zu sein wie das braune Wesen in der einsamen Wiese. Es gelingt nie ganz. Da ertönt Geläut der Eisenbahn. Die Lokomotive faucht heran. Lärmende Ausflügler schauen aus dem Fenster des Zuges. Die Wiese ist plötzlich nichts als Eisenbahnstrecke und Gegend. Die Pferde, eben noch heilige Tiere, gehören dem Gutsbesitzer von Soundso. Die Wiese wird nach Größe und Ertrag geschätzt. Aber bald ist der Spuk der so klugen Menschen verrauht.

Verschollen hinter dem Wald. Und Samlands Wiesen erfüllt lieblich atmende Nacht. Die Pferde legen sich nieder zum Schlaf. Der Dunst ihrer Leiber weht mich an. Karawane nach Nirgendwo. . . . Oase Samland. . . .

Das Fischerhaus

Allegro vivace

Aus diesem Hause wurde 1867 die ganze Fischerfamilie zu Grabe getragen. Wochenlang erst nachdem sie einen Tag vor Weihnachten mit dem Boot gesunken waren, konnten sie geborgen werden. Nur der heute ergraute Fischer, damals der jüngste Sohn, der noch zur Schule ging, blieb verschont. Dennoch war auch er oft bei Sturm und Nebel immer wieder hinausgefahren. Und hat weder Weib noch Kinder behindert, die See zu suchen. Drei Söhne warfen die Wellen so tief in den Grund des Meeres, daß man sie nie fand. In einer wunderschönen Juninacht hatten sie fröhlich das Haus verlassen, nach Mitternacht aber kam ein Gewitter. Und dann geschah es. In diesem Totenhouse blühen an allen Fenstern lächelnde Blumen. In diesem Totenhouse singt die alte Fischerin ein lustig plattdötsch Lied. In diesem Totenhouse wachsen sieben kleine Fiskerkinder heran und springen heute schon mit dem Großvater ins Boot, wenn es heißt: Wir fahren hinaus.

Und der alte Fischer? Eben sprach er von seinen Toten. Aber er lacht hinterher. Dies ist jedoch das Merkwürdige: das Lachen wirkte nicht frivol und häßlich, sondern ganz natürlich. Denn was gilt es, daß er noch lebt und die andern tot sind? Hat er nicht ebenso oft wie jene, denen das Unglück geschah, dem finsternen Tode ins Auge gesehen?

„Wie alt sind sie?“ — „Einundsiebzig.“ — „Wieviel verdienen Sie?“ — „Das habe ich nie nachgerechnet. Wir hatten immer zu essen.“ Und er lud mich ein, an seinem Mahle teilzunehmen. Es gab Dorfsfleisch und schwarzes Brot. „Das gibt es immer, fürs Brot langt das Geld, für Fleisch? Ja, zu Weihnachten. Damals 1867 fuhren die Eltern und Brüder auch hinaus, um einen Fang zu Geld zu machen. Dafür sollte Fleisch gekauft werden. Sehen Sie, um solcher Dinge willen sterben hier die Menschen, für drei Pfund Schweinebraten zum Weihnachtsfest.“ Dazu lachte er ohne Neid und ohne Haß. Er lebte und freute sich des Lebens. Und endete es, was war viel verloren? Das Meer, das er allein mit naturtiefer Inbrunst und Verwachsenheit liebte, hielt ihn ja dann ganz und für immer umfassen.

Der einzige Sohn

Von Fritz Kudnig

Nicht immer war Fritz Thyssen der einzige Sohn seiner Eltern gewesen. Er hatte noch einen älteren Bruder gehabt und eine jüngere Schwester. Beide waren vom Tode hinweggerafft, bevor sie noch zum Bewußtsein ihres Lebens gekommen waren.

Ihre Lichtbilder, liebe, vergilbte Blätter, die sie in ihren ersten Lebensjahren zeigten — nackt, ungelenk, mit großen, verwunderten Kuller-Augen — hingen über dem Nähtisch der Mutter, wo diese sie immer vor Augen hatte, wenn sie auf ihrem Arbeitsplatze saß. Stets waren die Rahmen der beiden Bilder mit Blumen geschmückt; im Sommer mit farben-froh lebenden, mit blasseren Strohblumen während des Winters.

Fritz Thyssens Lichtbild hing in der Mitte über den beiden anderen. Ohne Schmuck. Denn Lebenden braucht man keine Blumen zu streuen, weil ihnen ja noch das hunte Leben blüht.

Es störte weder die Eltern noch Fritz Thyssen selber, daß er so mitten über seinen toten Geschwistern hing, gewissermaßen immer den Tod vor Augen.

Fritz Thyssen war alles andere als sentimental. Seine Geschwister wären wohl Träumer geworden in ihrem Leben. Die großen, versonnenen Kinderaugen wiesen sie schon als solche aus. Sie wären sicher nach der Mutter geschlagen, die auch eine weltfremde Lebensträumerin war.

Fritz Thyssen aber war von des Vaters Schlag; hartknöchig, hartäugig, mit vorgebautem energischem Kinn; geschaffen, das Leben zu zwingen, wo er es traf.

Stets war er ein Freudenquell der Eltern gewesen, trotzdem er nicht leicht zu ziehen war in seinen Jungenjahren. Oft hatte er seinen eigenen Kopf gehabt, den Eltern zum Trotz. Aber der Vater hatte ihn schon klein gekriegt. Er führte den Leibriemen und den Rohrstock nicht weniger energisch als während seiner seligen Militärzeit beim Zureiten junger Remonten den störrischen Gäulen gegenüber die Karbatsche.

Die Mutter freilich hätte sich immer lieber selber züchtigen lassen als ihn, den Sohn, der doch ihr Einziger war. Fritz Thyssen dachte später manchmal mit leichter Rührung dieses mütterlichen Opfermutes. Im Grunde aber dankte er seinem Vater die harten Züchtigungen. Er wußte, wie sehr er sie stets verdiente.

Schon in der Schule hatte Fritz Thyssen gut gelernt. Früh ward er der Eltern Stolz; bereits auf der Volksschule, wenn er das Zeugnis als Erster brachte. Mehr noch, als er die glänzenden Zensuren seiner Lehrer auf dem Gymnasium vorweisen konnte.

Die Freude ging dann den Eltern, besonders dem Vater, tief ins Herz. Der letzte Groschen wurde an solchen Tagen geopfert, um dem Sohne eine besondere Freude zu machen, einen geheimen Wunsch zu erfüllen, den er irgendwann einmal geäußert hatte. Und als Fritz dann beim Abitur als Einziger vom Mündlichen befreit worden war, da kannte die Rührung der beiden Alten keine Grenzen. Der Vater trug den ganzen Tag über seinen schwarzen Gehrock mit der nur bei besonderen Festlichkeiten angesteckten Militärdiensttschnalle auf der gehobenen Brust.

Als junger Student saß Thynssen nur selten auf der Bierbank bei den anderen. Und wenn er einmal bei den Gelagen der Kameraden nicht fehlen konnte, blieb er doch immer mäßig, weil er nie seine rufende Arbeit daheim vergaß. Dabei war er kein Streber in dem berücktigten Sinne. Er wußte jedoch, was er wollte. Er wollte sein eigenes Brot. Denn er sah nur zu gut, wie sein Vater, der schlecht besoldete kleine Beamte, die letzten Groschen zusammensuchen mußte, um ihm sein teures Studium nur gerade zu ermöglichen. Nein, Fritz Thynssen war kein Streber, wie man ihn sonst oft findet. Sein Streben entsprang nicht stachelndem Ehrgeiz; es wuchs aus der Erkenntnis, daß es seine Pflicht war, den Vater so bald wie möglich zu entlasten, ihm nun selber beizuspringen auf seine alten Tage. —

Mit summa cum laude bestand er sein Examen. Dem alten August Thynssen liefen die Augen über. Er stand in überquellender Laune vor seinem Sohne stramm, salutierte ihn wie einst den Kommandierenden bei der Besichtigung. Mit steifem Rückgrat, durchgedrückten Knien, Hände an der Hosennaht, Stahl im Blick. Die Mutter aber war fassungslos vor Glück. Sie weinte wie ein Kind. —

Einmal hätten die Thynssens ihren Jungen beinahe verloren. Da war er den rasenden Pferden eines Fuhrwerks in die Zügel gefallen. Während der Kutscher in der Kneipe gegessen, waren die Pferde durchgegangen. Ein Kind hatte, krampfhaft an den Sitz gekrallt, auf dem Wagen gehangen. Da war Fritz Thynssen ohne Besinnen zugesprungen und hatte sich den schäumenden Gäulen entgegengeworfen. Diese hatten ihn jäh zur Erde gerissen, ein Stück auf dem harten Steinpflaster mitgeschleift; ein Hufschlag hatte ihn an der Stirn getroffen. Die Gäule waren blind auf ein anderes Fuhrwerk aufgerannt und zum Stehen gebracht. Das Kind war gerettet.

Schwer blutend war Fritz Thynssen damals heimgekommen. Die Eltern hatten ihm anfangs bittere Vorwürfe gemacht, weil er sein Leben aufs Spiel gesetzt. Doch bald wuchs über ihre große Angst hinaus die Bewunderung ihres Jungen. Und als dieser gar von dem Bürgermeister ein öffentliches Lob ausgesprochen erhielt, da

war es den beiden Alten, als würden sie selber dadurch vor allen Mitbürgern ehrenhaft erhöht und ins Licht gehoben. Und immer waren sie nun voll Stolz und auch zugleich von unsagbarer Zärtlichkeit zu ihm, wenn sie auf ihres Sohnes Stirne die breite Narbe sahen, das dunkelrot leuchtende Denkmal seiner starken Tat. —

Jahre gingen. Nie hatten die Thyssens in den vergangenen Zeiten, die Fritz auf den Schulen, auf der Universität, im Vorbereitungsdienste zugebracht, etwas für sich selbst zu tun vermocht. Es hatte immer nur zum Allernotwendigsten ausgereicht.

Wie stürzten die Wogen der Freude über die beiden alten Leute, als eines Tages ihr Sohn, der eine gut bezahlte Stelle in einem industriellen Unternehmen erhalten hatte, zu ihnen hereingesprungen kam und: „Urlaub!“ rief. „Jetzt nehm ich Euch für ein paar Wochen mit an die See! Ein Zimmer hab' ich schon für uns gemietet da draußen!“

Seucht schimmernd schoß den beiden Alten die Freude in die Augen. Sie drückten dem Sohne die Hände, packten in freudiger Hast das Nötigste zusammen und fuhren frohgemut zum Strande hinaus. —

Es waren wundervolle Tage an der See. Die Sonne lachte. Der Strand, die Dünen waren lauter Gold. Das Grün der See war leuchtend wie unendliche Smaragden. Am blauen Himmel die weißen Zephyrwölkchen wehten wie silberweiße Freude Fahnen froh im leisen Wind.

Fritz war so ausgelassen wie ein kleiner Junge. Die beiden Alten wurden selber wieder jung. Und jetzt erst fühlten sie, zum ersten Male in ihrem harten Arbeitsleben, wie sehr die langen Jahre des Darbens an ihren besten Kräften gezehrt: nur ganz im Stillen, im tief Verborgenen, kaum bemerkt. Jetzt fühlten sie diese Jahre hinter sich liegen wie einen dumpfen Traum. Und als sie so ihre ganze Vergangenheit, wie auf der weißen Leinwand eines Kinos vorüberhuschend gleich einem fremden Schicksal, in kurzen Minuten noch einmal durchlebten, da griff es ihnen heiß ans Herz. Sie sahen ihrem Jungen in die Augen und dankten ihm. Nicht mit Worten, mit ihrer Seele. Sie dankten ihm, weil er sich ihnen gegenüber nicht undankbar bewies. Wie Kinder sich so oft beweisen, sobald sie ihren sorgenden Eltern entwachsen sind.

Die Wochen flogen dahin. Ein Tag ward immer schöner als der andere. An einem Morgen aber schrie am Strand der Sturm. Der Himmel hing voll großer schwarzer Wolken. Die See war grau und brüllte und stöhnte wie ein riesiges, schwer verwundetes Urwelt-Ungeheuer. Nur wenige Menschen standen, ver mummt in ihre dunklen Mäntel, wie stumme, schwarze Mönche, am Strande und starrten in die

Flut. Auch Thyssens standen so, regungslos, gepackt und erschüttert von dem gewaltigen Schauspiel der Natur.

Da — irgendwoher . . . ein halb vom Sturm verschlungener Schrei: „Zu Hilfe! — Hilfe!“ — — —

Die Drei zuckten auf, wie von einem jähen elektrischen Schläge getroffen. Nicht weit von ihnen rang ein tollkühner Schwimmer mit den wütenden Wellen, die er, sinnlos, zum Kampfe herausgefordert hatte in jugendlichem Uebermut und menschlichem Größenwahn.

„Zu Hilfe!“ gellten die Schreie der Leute längs dem Strande. Der Sturmwind packte die Worte, zerriß sie zu Fetzen und schleuderte sie voll Wut ins Weite. Wie wilde Meute hegte fliegend der graue Strandsand hinterdrein. . . . Drüben an der Badeanstalt, wohl dreihundert Meter entfernt, stieß ein Boot in die stürmende See. Ward von der Brandung wie eine winzige Nußschale in die Höhe geworfen und zurückgeschleudert. Stieß nochmals vor. Flog wieder rückwärts, wie ein Gummiball von einer steinernen Wand. . . . Doch nun war es jäh hindurch und tanzte wie ein Spielzeug auf und nieder.

Regen rauschte aus flatterndem Gewölk, peitschte das Land, das Wasser, die zitternden Menschen.

Ein Blitz schnitt wie eine zuckende Riesen-Messerklinge durch die schwarze Wolkenwand; so grell und schmerzvoll, daß viele mit fahlen Händen nach ihren geblendeten Augen fuhren.

„Mein Gott, das Boot kommt viel zu spät!“ — Wie Lähmung traf dieser Ruf die Tatenlosen am Strande.

Fritz Thyssen starrte entgeistert die Eltern an: „Ich muß ihm helfen!“ — „Junge, bist du toll?“ — Die beiden Alten standen starr, die Gesichter wie Totengesichter.

„Ich muß!! Es ist Menschenpflicht!“ — Schon hatte er hindernde Kleider heruntergerissen. Die Eltern, aus ihrem Starrkrampf erwacht, fielen ihm in die Arme. Er riß sich los. Sie stürzten, kreischend vor Todesangst, hinter ihm drein. Der Alte ergriff seinen Arm, zwang seinen Jungen mit einem verzweifelten Griff ins Knie, stolperte selber dabei und schlug kopfüber in den Sand.

Fritz aber sprang auf und stürzte sich, wie ein Wahnsinniger, in die Fluten die ihn mit höhnischem Geschrei unter sich begruben. Doch da: da arbeitete sich der Schwimmer plötzlich empor aus dem wogenden Wassergrabe. Stieß in der Richtung des Hilflosen vor. Nun war er nur noch zwanzig, nun zehn, nun sechs, fünf Meter von ihm entfernt. Da eilte ein graues, gefräßiges Wassertier von unermeßlicher Größe, weißen Wutschaum vor dem zischenden Gischtnaul auf ihn zu. Verschluckte ihn für Sekunden, Minuten. . . . Spie ihn plötzlich mit dröhnendem Lachen wieder aus, daß sein Leib fast zur

hälft aus dem gähnenden Wasserrachen ragte — biß mit gleissenden Gischtzähnen nochmals zu und schluckte ihn wieder. hinunter. . .

Wer hatte da eben gekreischt, daß es allen mit eisiger Kälte vom Hirn ins Rückgrat hinuntergefahren war?

Friß Thyssens Mutter hatte also geschrieen. Es war der letzte Laut ihres Lebens gewesen.

Ein furchtbarer Urlaub voll namenloser Liebe und grausigem Entsetzen. Vom Schlage gerührt, lag sie steif im Sande. Schwarz und starr, wie ein vom Blicke zerschmetterter Baumleib. —

Der alte Thyssen tat, Tage später, steinern seine letzte Pflicht. Er begrub sein Weib. Nicht in der fernen Stadt. Er hätte ja schon den Transport dahin nicht zahlen können. . .

Er begrub sein Weib auf dem sturmüberrasteten Friedhof des Fischerdorfes. Unter einer buckligen, vom Wetter zum Krüppel geschlagenen Kiefer. Im tiefen Sand.

Weh sang das Dünengras in der Runde ein leises, dunkelsinniges Totenlied. Eintönig, o, so eintönig. — Und doch schnitt der einzige, schwer erschütternde Klagetön tief in des Trauernden dumpfes, bitteres Blut. Am nächsten Morgen spien die Wogen zwei männliche Leichen an das graue, zerrissene Nehrungsland: den jungen Thyssen, den das Meer so lange in den Klauen gehalten hatte und seinen alten Vater, der ihn im schwarzen Wasser der gurgelnden See gesucht hatte in der grausigen Nacht, irrsinnig wieder und wieder seinen Namen rufend. —

Das Tal des Todes

Die Düne wandert — — —
 du gewahrst es nicht.
 Du bist das Tal
 und trinkst von ihrem Licht.
 Du wiederholst
 im schmalen Wuchs der Föhre
 ihr hohes Schweigen,
 das sie schühend baut — —

. . . nur einen Schauer dunkler wirst du, bleicher . . .
 wie wenn sich Glied um Glied im Schlaf verlöre,
 so weichen Leibes birgt sie deine Sträucher — —

Und endlich
 stehst Du ganz in ihrem Kleid
 und bist die stumme, weiße Ewigkeit — —

Die Düne wandert . . .

Gerda v. Below

Des Großen Kurfürsten Winterfeldzug in Preußen

Von Adda von Königsegg

Der 9. Januar 1679.

Vor dem Schloß zu Berlin lohen die Fackeln. Hofbeamte laufen, Rufe verklingen. Offiziere stehen. Schlitten in Reihe. — Brennende Kälte dringt durch die Türen ins Innere. Noch graut der Morgen nicht, aber im Schloß iſts laut und lebendig wie am Tage. Dann wirds ſtill. Alles ſteht und ſtarrt und wartet. Die Türen ſliegen auf, Sporengeklirr und Säbelgeraſſel kommt, quillt aus dem Portal. Der Kurfürſt Friedrich Wilhelm, der „Große“ nennt man ihn ſchon, ſteht im roten Licht der Fackeln, neben ihm, ſtolz und ſtark wie er, die Kurfürſtin Dorothee, in Pelzen wohlverwahrt. Lakaien am Schlitten; die Hofbeamten helfen in Decken und Pelze — die Offiziere ſteigen in die andern Schlitten — ein Kommando — und fort brauſt der Zug. Nach Oſten geht's, den endloſen Weg nach Preußen. Der Schwede iſt da, — tückiſch fiel er ein — der muß verjagt werden. — Brennt auch der Winter mit eiſiger Kälte.

Der Kurfürſt hält die Hand der Gefährtin, die neben ihm ſiſt. Sie iſt ihm alles geworden, Vertraute und Pflegerin, ſeinen Kindern und ſeinem Lande die zweite Mutter, auf Reiſen und Kriegszügen iſt ſie mit ihm. Sie ſchlieſ im Zelt auf Stroh, wie ein Kriegermann, ſie wollte nie hinderlich ſein, nur die Gefährtin des großen, ihr ſo lieben Mannes.

Der Kurfürſt war nicht mehr jung. Sein Leben ein Kampf. Zermürbender, aufreibender Kampf. Gegen rieſige Uebermacht. Noch mehr zermürbend das Hin und Her, das Vergleichen und Verhandeln, das Binden und Löſen, zerſtörend für den ſtärkſten Körper das Hin und Her zwiſchen Cleve—Berlin und Preußen, bis das zerſtückelte, zerriffene Land ein machtvolles Eins geworden war. Oft war er in Preußen und hat doch viel in Cleve reſidiert — das gab weite beſchwerliche Wege. Jetzt war ſeine Geſundheit untergraben, Gift plagte ihn, aber der Feuergeiſt war Herr über den Körper.

Er hätte nach all den Anſtrengungen wohl glauben können, daß die Zeit gekommen, um nach gewaltigen Strapazen für Land und Volk und Heer Ruhe zu haben. Am 25. Oktober war mit Stralsund der letzte feſte Plaß Pommerns den Schweden abgenommen, und endlich deutſches Land wieder in deutſcher Hand. Sein Ziel und Hoffen, es ganz und für immer zu ſeinem Brandenburg zu bringen, iſt greifbar nahe.

Da kommt die Nachricht, daß die Schweden von Livland her in Preußen eingefallen ſind.

Frankreich ſtand im Hintergrund und ſchürte. — — —

Der Vormarsch der Schweden war so schnell nicht aufzuhalten. Wer verteidigt Preußen? Mit was? Landmilizen waren es, Wybranzen, Wildnüsschützen, Strandbauernkompagnien, dienstpflichtige Leute. — Aus dem Heere des Kurfürsten nur wenig Kompagnien dazwischen. Die meisten müssen die festen Plätze schützen. Die Dienstpflichtigen werden aufgeboten, sie kommen und laufen in der Gefahr auseinander. Ein Heer, das das Land schützen kann, ist das nicht. Geldmangel hindert Vergrößerung des stehenden Heeres, der Söldner.

Der Feind zog ungehindert über Memel, Tilsit, Insterburg bis in die Gegend von Bartenstein, Friedland, Schippenbeil, macht's sich dort behaglich in Winterquartieren.

Das war nicht der Wille des Kurfürsten. Sie sollen sein Land in Ruhe lassen. Die Gefahr für Königsberg steigt aufs Höchste. Das Land ist erneut verwüstet — da muß er selbst hin — „Was Gicht! — Was andere Regierungsgeschäfte“ — der Feldherr gehört zum Feldheer. — Der Derfflinger voran mit der Hälfte des ganzen Heeres, — 4000 Reuter, 1500 Dragoner, 3500 Fußvolk und 34 Geschütze. Am 17. Dezember los von Berlin, am 18. Januar überschreiten sie die Weichsel bei Marienwerder — da holt sie der Kurfürst ein, rastet mit ihnen drei Tage. In Eilmärschen war er gefahren, 6 bis 7, ja 12 Meilen den Tag.

Was tat dabei der Feind?

Der unbefiegbare Heinrich von Horn führt ihn — aber Friedrich Wilhelm ist größer als er — die Kunde von seinem Erscheinen treibt den Schweden in fluchtartigen Rückzug. — Am 25. Januar beginnt von Marienwerder der große Vorstoß. Schlitten werden in Eile requiriert, gegen 3000 müssen's sein, das Fußvolk daraufgesetzt, über Pr.-Mark und Holland, Heiligenbeil auf das Frische Haff —, 6 bis 7 Meilen auf dem blanken Eise nach Königsberg. —

Wie das geht — —!!

General von Horn läßt die Bagage seiner Armee verbrennen — nur fort, nordwärts — in Flucht.

Wie blitzt das Eis auf dem Haff, wie glatt und leicht ist die Bahn —, das ist kein Rumpeln und Stoßen auf zerklüfteter Landstraße. — Jetzt sitzt der Musketier froh auf dem Bauernschlitten und schlägt stolz den Dragonermarsch — er kanns auch mal so haben. — Zu beiden Seiten die hohen Ufer fliegen vorbei, der Haken von Balga kommt — am Tief brandet das Meer — die Garnison von Pillau steht da und präsentiert mit klingendem Spiel und grüßt den vorüberbrausenden Kriegsherrn.

Eine endlose Reihe von Reitern, Schlitten, Bagage stob daher. —

Und weiter über Königsberg die stürmende Fahrt. — General von Görzke voran mit 4000 Reitern und Dragonern, 1000 Mus-

ketieren auf Pferde gesetzt — er soll den Feind halten bis der Kurfürst kommt, der ihn vernichten will. — Aber der Feind ist nicht zu halten. — Wo ist er?

Wo ist man selbst jetzt?

Weite, endlose, flache Ebene, die Wälder bleiben zurück, glitzernd liegt Schnee, endlos weit — schimmernder Sonnenschein blendet fast das Auge, das keinen Ruhepunkt findet — so unbegrenzt — so weit — wie kann etwas so weit sein, so unbegrenzt?!

Das sind die Wiesen, und das Haff — das Kurische Haff — herrliche Bahn für das Heer. — Zur Nacht liegts in den Ortschaften im Quartier — von Labiau bis Schaaken — der Burg des Hauptamts Schaaken — der Landvoigt sitzt dort — die letzte Nacht schläft dort der Kurfürst.

Aus der dunklen Ebene ragt die Burg auf, auf flachem Hügel. Dunkel groß und hoch steigt sie auf, aus dem flachen Weiß. Mit Kanten und Zinnen wohlverwahrt. Dampf dröhnt der Schlitten des Herrschers durch die Wölbung des Torbogens. Hoch und wehrhaft ist der Hof ummauert, Kriegsvolk drängt sich, in dem Ritterstall stampfen und wiehern die schweren Gäule. Der Speicher ist Magazin. In dem Gärtlein, das sich schmal, außen an der Mauer hinzieht, den Hügel hinab zum Flützchen, flammen Wachtfeuer. Von der Mauer ist gute Sicht. Der hohe Herr steigt hinauf trotz der Schmerzen in den Gliedern, die enge Steintreppe. Dorothee ist mit ihm und Friedrich, der Kurprinz ist, seit der ältere Bruder in Straßburg verstorben.

Des Kurfürsten Auge geht über das Land. Ohne Grenzen schweift hier der Blick. Ganz einsam steht die Burg in der Ebene, nur das Kirchlein in der Nähe und wenig Hütten, in denen jetzt trübes Licht flimmert.

Wo ist der Feind?

Er geht ins Schloß. Da brennen Scheite in mächtigen Öfen, die Burgstuben sind heimlich — dunkel, schwer und massig hängt die Balkendecke darüber — die Fensternischen sind tief und breit, als wären kleine Gemächer für sich. Elchfleisch dampft auf dem Tisch.

Langsam geht er auf und ab, wohl tut ihm die Wärme. Auf und ab an den drei Nischen vorbei, durch die matt das Schneelicht fällt. Kienfackeln leuchten, zwei Kerzen stehen auf dem ungefügen Tisch.

Langsam geht er auf und ab, um ihn sind die Generale und Obreften, denen er von dem Marsch morgen spricht. Spät ist's.

Er steigt die Treppe hinauf, die knarrt und ächzt, dahin, wo man das Lager bereitet — und wieder vor den Fenstern nichts als die grenzenlose Weite. Mondschein steht blendend kalt darüber.

Einsam flimmert die Kerze und wirft matten Schein auf das dunkle Holz des Schrankes und der Wandtäfelung. Er starrt hinaus

in den blaublanken Mondschein — die kranken Glieder schmerzen — Eiskälte haucht aus den Mauern.

Da geht leise eine Hand über seine Stirn. — Dorothee, die Treue, steht neben ihm, ihre klugen, dunkeln Augen sehen voll in die Seinen

„Kurfürst“, sagt sie mit ihrer schönen tiefen Stimme, „Kurfürst, dies ist eine große Sache.“

Die harten, gestrafften Züge werden weich.

„Du bleibst morgen zurück, Dorothee, mitten in den Kampf sollst du nicht hinein. In Labiau auf der Burg ist ein gutes Quartier für dich.“

Sie lehnt sich an ihn, sie ist ebenso stark wie er.

„Der Herrgott wird meinen gnädigen Herrn beschirmen. Ich werde für ihn beten.“

Der andere Tag ist Sonntag. Der gibt Gott die Ehre. Gottesdienst in der Burg. Dann hinaus auf's Eis — da ist Musterung der Truppen. Wie merkwürdig sieht hier alles aus? Wo ist das Ufer? Wo das Land? Wo das Wasser? Ist eins aufgegangen im andern?

Herbststürme haben die Flut weit hinein ins niedrige Land gedrängt, Winterkälte sie gebunden, nun sind beide Elemente eins geworden. Wenn hier im Frühling der Tauwind kommt, wirds für lange Zeit unwegsames Uberschwemmen weit und breit. Schilf rauscht und knattert im Wind und unter den Füßen der Soldaten.

Auf dem blizenden, blaugoldenen Eise stehen sie da — die Soldaten des großen Kurfürsten. Die festgeübten, kriegsgeübten — sein Heer — seine Schöpfung.

In Linien aufgestellt, die Infanterie in Schlitten — en bataille rangiert — die Piken in die Höhe, Musketen in der Hand, — die Fähnlein wehend. —

Das sind keine fliehenden Milizen und Wildnüsschützen — das ist eine eiserne Mauer, die vor dem Feinde steht.

Die Schlitten und Reuter stieben über die blizende Fläche — wo ist der Feind — wo?

Der Kurfürst fiebert der Entscheidung entgegen. Wie haben sie wieder in seinem armen Lande gehaust. — Fort mit ihnen — Vernichtung. —

Brennend ist die Kälte — das Eis kracht — der leichte, grüne Schlitten¹⁾ des Fürsten fliegt hinter den Gäulen her, die schwer und stampfend über das Eis brausen. —

Der Fürst ist nicht mehr krank — er ist der Stärkste, Froheste Sein Mut fliegt ihnen allen voran. — Jetzt müssen wir sie fassen. —

¹⁾ Der Schlitten steht im Preussiamuseum in Königsberg.

Der Abend kommt — scharlach und golden ist die Pracht des Winters, als glühend die Sonne sinkt — brennend und gleißend ist der Widerschein.

Das Ufer kommt im Osten, schwarz stehen Wälder am Rand, ein Wasserlauf fällt ins Haff — Hütten sind da, geduckt die schwarzen Rohrdächer unterm flimmernden Schnee, blaues Mondlicht ist kalt darüber — ein Knacken und Kreischen rund um von übergroßer Kälte. Menschen sind da, staunend, wundernd — noch nie, so weit Kunde von Voreltern reicht, hat ein Kriegsmann den Ort betreten, weder Freund noch Feind. Fernab in schweigender Waldwildnis liegt ihr Dorf — Gilge — und mit Staunen und dumpfer Ehrfurcht sehen sie den stolzen Mann, der ihr Fürst ist, und diese Nacht unter ihrem Dach, in ihren Hütten schlafen wird. — Und all das Kriegsvolk —

Niemand kommt sonst zu ihnen — wie sollte er auch — Wege führen nicht zu Lande in diese Weltenferne. — Rund um Wald und Wasser, nur die Kähne, die ungefügen, schweren, bringen Mann und Last von der Stelle. Auch die Kriegsfurie kommt darum nie hierher. Elch und Ur hausen in den Wäldern, als ihre Genossen, und der Wolf. — Nie hätte wohl sonst der Fürst sein Land hier gesehen.

Der Kurfürst schläft. Die Truppen ruhen, so gut es geht — beißende Kälte geht um und frißt wie ein Wolf.

Mitternacht — ein Offizier klirrt heran — ein Bote von General Görkke — der Feind steht vor Tilsit mit dem ganzen Heer — ein zweiter Bote — Treffensfeld ist nur eine kleine Meile vom Feind.

Fünf Uhr früh — der Kurfürst bricht auf — endlich der Feind, der sich stellt. — Auf dem Gilgestrom braust das Heer entlang — ins Land hinein — wie das klirrt und fliegt — hinein in die Wälder, die endlos schwarz und schweigend sind. Endlos und groß, wie alles hier. Auf den Strömen entlang, die hier die einzige Straße im Sommer und Winter sind. —

Zur Nacht ist der Kurfürst in Kukerneze. — Wo blieb der Feind?

Ein Bote von Görkke bringt die erste erbeutete Dragonerfahne, weiß ist sie. Bei Splitter war das siegreiche Gefecht, der Feind floh, der Kurfürst sollte ihn nicht einholen. Am Abend kommt Oberst Treffensfeld und bringt sieben Fahnen. Eine blaue, eine weiße, fünf rote. Froh und stolz sieht der Kurfürst darauf hin.

„General-Major“ — zu dem Obersten.

Abends um fünf sind die letzten Schweden fort aus Tilsit.

Der Kurfürst folgt zu Lande. Die Wasserläufe sind nicht mehr auf seinem Weg. Immer wüster, einsamer wird die Wildnis — die Straßen unfahrbar, schlechte Brücken an kleinen Flüssen, die hohe, steile Ufer haben. Wenig Ortschaften.

Lasdehnen! Erbärmliche Hütten, niedrige Türen — die gewaltigen Figuren der Generale mit Küras und Sturmhaube haben nicht Platz in dem elenden Gehäuse. Tief müssen sie sich bücken. Und doch bleibt einer, der riesige Caniz, in der schmalen Tür hängen und kann eine ganze Weile nicht vor- und rückwärts.

Hauptmann v. d. Gröben geht ins feindliche Lager, als Bauersmann verkleidet. Er hat die Kanonen gezählt, die Reuter, die Bagage, schlecht siehts aus bei den Schweden — erbärmlich — und sie fliehen. Das Werk der Befreiung ist getan.

Da gibt der Kurfürst den Rest der Verfolgung in die Hände des Generals von Schöning und kehrt zurück. Von 18 000 Schweden kommen 3000 in Riga an.

Auf demselben Wege zurück. In Gilge wird noch einmal gerastet und gegessen, der Fischfang ist reich und köstlich dort. Eine große Spalte im Eise hindert fast die Weiterfahrt. Um vier Uhr ist man in Labiau. Dorothee erwartet den Gemahl. Zwei Windhunde hat sie für ihn, prachtvolle Tiere, die den Schweden abgenommen sind. Ueber Caymen zurück nach Königsberg. Der Winterfeldzug, der am 9. Januar in Berlin begonnen, ist am 1. Februar in Königsberg beendet.

Friedrich Wilhelm ist in Ruhe für einige Tage, und sein Gemahl ist bei ihm. Königsberg und Pillau bieten ihm Erholung und Erfrischung, zugleich wird die Garnison in Pillau besichtigt und der Fortgang der Befestigung, auch die Werft, die in immer größerem Ausmaße angelegt werden soll. Das Herrscherpaar denkt an den so glücklich beendeten Feldzug, an die Siege die ihnen Gott in all den Jahren so gnädig bescheert, und an das, was sie jetzt tun werden, zu des Landes Bestem.

Die Düne

Ich sprach mit Gott. Die Düne sprang ins Blau
des jugendlichen Himmels überm Meer.

Ich sprach mit Gott. Aus fernem Dunst und Grau,
wie gramgeflüchtet, schwebten Möwen her,

Drei weiße Möwen; her und hin so weit.
Ich sprach mit Gott. Ich fühlte, wie aus Tiefen

Mensch, Vogel, Meer den einen Namen riefen . . .
Die Brandung klang . . . Gott lauschte in die Zeit.

Franz Lüdtké

Untreue

(Aus einem unveröffentlichten Roman)

Von Ludwig Marcuse

I.

Im ostpreussischen Samland, wenig Kilometer von der Ostküste entfernt, hatte Klaus Onkel ein großes Waldgut. Klaus bot sich zur Aushilfe bei den großen Erntearbeiten an. Der Onkel, der nur einmal in der Woche das Gut besuchte, wohnte mit seiner Familie in Königsberg. Klaus residierte allein im großen Herrenhaus. Gierig genoss er die fremde Atmosphäre. Erregt stieg er die breite Freitreppe hinauf, und als er abends unter den vielhundertjährigen, dicken, knorrigen Platanen saß, fühlte er sich schon von der Wunde, die Katharina hieß, geheilt. Er hatte zwei Kisten mit Büchern mitgeschleppt: aber er lächelte jetzt über das gedruckte Narkotikum und streckte sich geborgen in den schwarzen Abend Schatten hinein. Nach einem Tag der Ruhe, gleichmäßigen Atems, Freiheit von jeder Erinnerung hatte er einen unruhigen Abend. Wieder lag er entspannt unter den Platanenriesen; aber jetzt so, als ob ein Arzt es verordnet hätte. Seine Gedanken huschten versteckt in der Vergangenheit herum; nur mit schlechtem Gewissen. Sie belichteten einige Sekunden, aber flüchteten schnell. Klaus ging im Garten mit schweren Schritten auf und ab. Er sah sich den Hof an. Vor der Remise blieb er stehen und prüfte die Deichsel eines gelben Landauers. In den Wohnungen der Instleute war Licht. Sie saßen gerade um den Tisch und aßen aus einer tiefen Schüssel. Dann gingen sie schlafen. Morgen, mit der ersten Sonne, sollten sie das Getreide mähen, verstreute Halme zusammenharken, die Garben aufstellen und in die Scheune fahren. In den gefährlich-leeren Minuten vor dem Einschlafen dachten sie wohl noch einmal an das Wetter, das über ihr Tagewerk entschied. Klaus begriff mit den Augen: je weniger Muße, um so weniger Gefahr. Der gefährdetste Mensch ist der Mensch ohne äußere Berufsverpflichtung. Wieder sah er in die Ställe, in die Remise. Er stellte ein Windlicht auf den kleinen Gartentisch am Teich, um zu lesen, aber er überwand nicht die Hindernisse der ersten Zeilen.

Von der nachtdunkeln Mitte des Teiches kam ein leises, unbestimmtes Geräusch: als fielen schwere Blätter auf die spiegelglatte Fläche des Teiches. Aus dem grauschwarzen Nebel über dem Wasser löste sich langsam ein Boot. Die Ruder strichen nur weich und zögernd über die Fläche. Klaus konnte nicht erkennen, wer im Boot war. Er trat auf den Landungssteg und pfiff leise und gedehnt ein Nokturno. Die im Boot nahmen die Melodie auf. Sie waren nicht

zu erkennen, weil die schwarze Regenwolke vor dem Mond Boot und Teich noch in einen Schatten vermischte. Die beiden Pächters-töchter Erna und Gertrud hatten Klaus schon erkannt; sie hatten ihn morgens von ihrem Fenster beobachtet, wie ihn die feurige Stute bei seinen Reitübungen abgeworfen hatte. Sie sprangen wie junge Kagen mit einem Satz auf den hohen Steg und banden geschickt mit einem Griff das Boot fest. Als Klaus sie wie Wunder ungläubig anstaunte, lachten sie, daß die Zöpfe flogen. Und schon waren sie fort. Aufgezogen vom Riesenschatten des Parks. Irgendwo öffnete sich ein Fenster. Klaus trug seine Bücher auf's Zimmer. Ungläubig lächelte er die vierundzwanzig Bände Kants an, die er mitgebracht hatte.

Der Pächter trat ins Zimmer.

„Sie wollten mich sprechen!“

„Ja, mir ist ein Unglück passiert, das mein Onkel nie erfahren darf. Ich wollte heute mittag helfen und bin mit der neuen Harke aufs Feld gefahren, um die zerstreuten Halme zusammenzuharken. Ich habe nur eine Sekunde in die Zeitung gesehen, da stand plötzlich zwischen Pferd und Deichsel ein Baum. Ich habe mit aller Gewalt die Zügel eingezogen, um das Pferd zurückzureißen. Da hat es sich mit aller Gewalt vorgestemmt und die Deichsel am Baum zerbrochen. Hätte mir nicht der alte Gutscheit aus Medenau geholfen: ich säße jetzt noch mit der Harke vor dem Baum.“

Der große, hagere, tiefergraute Pächter grinste blöd. Er war dumm und gut. Mit den wässerig-blauen Kinderaugen antwortete er auf alle Fragen immer nur mit Ja und Nein. Klaus hätte gern etwas mehr gewußt.

Hinter der angelehnten Tür hörte man ein Geräusch als ob jemand lauschte. Klaus stieß die Tür auf. Die kleine, verhußelte Pächtersfrau machte mit einer knicksartigen Verbeugung vor Klaus ihrem Manne eine unwichtige Mitteilung, die sie mit unendlich vielen Worten verzierte. Er ging brummend und schleppend hinaus.

Nach einer Viertelstunde wußte Klaus die ganze Geschichte der Pächtersfamilie, die von dieser kleinen, runzligen, polnischen Hege regiert wurde. 1915 beim großen Russeneinfall, mußten sie aus Neidenburg flüchten. Nach vielen kalten Nächten auf ostpreussischen Landstraßen nahmen Verwandte in Königsberg die siebenköpfige Familie auf. Dann bekamen sie die Pächterstelle auf Prilacken.

„Wer ruderte denn vorhin auf dem Teich?“ unterbrach Klaus den Wortschwall.

„Meine beiden Ältesten! Wenn sie gewußt hätten, daß der junge Herr rudern möchte . . .“

„Ihre Kinder sind . . . auch immer hier auf dem Gut?“

Ja, die Erna, wissen Sie, die hilft mir hier in der Wirtschaft. Aber die Trude ist Putzmacherin in Königsberg. Die ist nur auf Besuch hier. Wenn dem jungen Herrn langweilig ist, und er möchte noch Karten spielen mit den Mädchen, dann könnten sie auch wieder aufstehen.“

„Bist du verrückt“, brummte der grauhaarige Pächter, der inzwischen wieder eingetreten war.

„Ich gehe noch spazieren! Gute Nacht!“

Klaus ging leicht und unbeschwert in den Wald. Die Natur heilt doch, dachte er. Am frühen Abend kam es mir beinahe vor, als wäre das Land langweilig. Er pfiß das Nokturno. Dann — fiel ihm nun zuerst die Melodie oder das Mädchenpaar ein — sang er in Gedanken das Elfenlied aus Oberon.

II.

Erna hatte stahl-graue Augen, lange blonde Zöpfe und stille Bewegungen. Wenn sie morgens im Garten das Gemüse pflückte, sang sie leise uralte Lieder vor sich hin. Sonst glitt sie unhörbar durch Haus und Hof. Eine heimliche Trauer lag in ihrer Haltung.

Klaus kletterte in die Krone des Baumes und schüttelte die Zweige. Erna sammelte die Äpfel in den Korb. Als die Dämmerung kam, setzten sich Klaus und Erna in einen Kirschbaum. Ihre Zähne waren rot. Sie sahen toll sich an. Durch die Zweige bemerkten sie auf der Treppe des Hauses die Pächtersfrau. Lauernnd, mit einem runzligen Lächeln beobachtete sie den Kirschbaum. Klaus und Erna glitten den Stamm hinunter und gingen wortlos auseinander.

Am Ende des Parks, auf der anderen Seite des Teiches, erhob sich ein kleiner waldiger Hügel. Auf der Spitze stand eine Eiche die der Bliß schon oft zerseht hatte. Klaus hatte bemerkt, daß Erna immer abends vor dem Schlafengehen auf diesen Hügel stieg. In einer hellen Nacht schlich er sich in ihr Geheimnis. Sie kniete nieder, kratzte mit den Händen vom Fuß der Eiche den Sand fort und zog eine große, braune Pappschachtel aus der Erde. Sie nahm ein langes, weißes Schleppkleid heraus und warf ihren Kattunhänger in einer Sekunde ab. Im kurzen Hemdchen sah sie wie ein Kind aus. Sie öffnete die Zöpfe. Sie ließ das weiße Schleppkleid über die Schultern gleiten. Einen welken, bröckelnden Myrthenkranz drückte sie sich ins Haar. Eine halbe Minute legte sie den Mund in eine große Narbe am Stamm der Eiche. Ebenso lautlos schnell verwandelte sie sich wieder in den Alltag zurück. Nur zögerte sie eine Sekunde, als der weiche, schlaffe Augustwind das Hemd blähte. Sie strich langsam das geblähte Hemd an den Körper. Aber es war ein Moment, als preßten die Hände gierig den zarten Leib.

Am nächsten Tage ging Klaus dem stillen Mädchen schein aus dem Wege. Er war immer dort, wo er sie ungesehen beobachten konnte. Ihre Arbeit im Haus, in der Küche, im Keller, im Garten verriet nichts Besonderes. Nur war sie noch bei den gewöhnlichsten körperlichen Beschäftigungen transparent, unkörperlich, schwerkraftlos.

Nach seinem Debüt in landwirtschaftlicher Arbeit, bei dem er die Härke zerbrochen hatte, verzichtete Klaus, das Gut weiter zu ruinieren. Sein Onkel, der alle Mittwoch das Gut besuchte, behandelte seinen Aufenthalt sehr ironisch. Die Maske des Erntearbeiters, die Klaus während des Onkels Anwesenheit vornahm, reizte den gutmütigen Mann sogar zu bissigen Worten. Immer eine Stunde vor Ankunft des Gutsherrn stellte sich Klaus in Reih und Glied mit den Feldarbeitern auf, bekam eine Hacke und seinen Streifen Acker zugeteilt, aus dem er das Unkraut jäten sollte. Aber unlustig, ungeschickt und an diese Arbeit nicht gewöhnt, blieb er sofort zurück. Wenn die andern ihr Stück gereinigt hatten, hieb er gerade zum zweiten Male in die Erde. Anstatt Erdstücke herauszureißen, blieb die Hacke meist im Boden stecken.

Zwischen dem Onkel und der Pächtersfamilie waren unangenehme Spannungen: der blöde Pächter, das zänkische, raffinierte, betrügerische Weib, der schmutzige, ungeordnete Haushalt widerten ihn an. Klaus trieb ein Instinkt zur Verteidigung der Pächtersfamilie, obwohl er die Abneigungen seines Onkels teilte. Als nach einem solchen unerquicklichen Mittwoch der Onkel zur Bahn gefahren war, fand Klaus abends auf seinem Zimmer die letzte Rose des Gartens; eine Nachblüte, die er am Tage bewundert hatte. Daneben lag ein Kalenderblatt vom 29. August mit dem Vers:

„Auch die Blätter der letzten Rose fallen,
du hältst sie nicht.
Die rauhen Herbstes zerfallen
auch dein Gesicht.
Und noch unter weißer Decke
denkst du der Frühlingszeit,
wo hinter schwellender Hecke
er zur Blüte und Frucht dich gefreit.“

Klaus trat ans Fenster. Erna war nicht zur Eiche gegangen. Sie saß am Teich und zupfte aus einer Mandoline traurige Töne ohne Zusammenhang. Klaus legte ihr die Rose in den Schoß. Sie stiegen ins Boot. Unter einer großen Weide, am anderen Ufer, zogen sie die Ruder ein. Die Zweige hingen tief in das Boot hinein. Sie konnten sich kaum sehen, obwohl sie sich dicht gegenüber saßen.

„Um wen trauert das blonde Kind?“

„Er ist im dritten Kriegsjahr bei Przemyśl gefallen. Als er im zweiten Jahr Urlaub hatte, war ich gerade im Krankenhaus. Am 29. August 1914 habe ich ihn das letzte Mal gesehen. Mutter wollte mich voriges Jahr verheiraten; aber mein toter Bräutigam erlaubt es nicht.“

„Woher weißt du das?“

„Weil er es mir verbietet.“

„Wann? Wo?“

„In unserer Hochzeitsnacht oben bei der Eiche. Wir lieben uns jede Nacht. Ich bin sehr glücklich.“

„Warst du auch heute nacht glücklich?“

Erna verfärbte sich. Ihr zarten Körper erzitterte unter den heftigen Stößen, die von innen hervorbrachen. Klaus mußte zurückrudern. Mit listigem Blick lugte die gierige Polin aus dem Fenster, als Klaus das erschütterte Mädchen ins Haus trug.

Am nächsten Tag blieb Erna im Bett. Klaus setzte sich zu ihr und erheiterte sie mit Anekdoten aus seinem Leben.

„Denken Sie, ich konnte weder Gerste von Hafer, noch Hafer von Gerste, Gerste und Hafer von Weizen und Roggen unterscheiden. Da kam Befehl vom Kriegs-Ministerium: aus jeder Abteilung soll ein Beamten-Stellvertreter einen Kreis bereisen und Hafer aufkaufen.“

„Und Sie?“ lachte Erna.

„Bereiste den Kreis Marggrabowa. Mein Abteilungs-Chef konnte mich gut leiden, obwohl ich dringende Telegramme des General-Kommandos drei Tage unbearbeitet ließ. Er schickte mich auf Hafer-Tour, weil er wußte, daß mir der masurische Herbst lieber ist als der Aktenstaub der Abteilung für Kriegsgefangene.“

„Na, und?“ fragte sie neugierig.

„Wenn wir — so eine polnische Landfrau und ich — auf dem Speicher standen, vor vier Haufen Getreide, und sie sagte: das bißchen Hafer reicht noch nicht einmal für unsere abgemagerten Gäule, dann beobachtete ich scharf, zu welchem Haufen ihr Blick lief: dieser Haufen mußte dann der Hafer sein. Aber ich verirrete mich aus dem Kreis Marggrabowa in den Kreis Goldap. Alle Hafer-Aufkäufer waren schon zu Haus. Ich sandte an meinen Vorgesetzten Ansichtskarten aus den Romintener Wäldern. Zushie unterschrieb einmal in einem kleinen, weinversponnenen Jagdhäuschen: ‚Herzliche Grüße unbekannterweise. Uns sticht der Hafer. Zushie.‘ Da war es aus mit dem Märchen.“

„Der Uebermut!“

„Man muß übermütig sein, wenn man glücklich ist, seit Prometheus sind alle Menschen in ihren glücklichsten Stunden übermütig gewesen.“

„Der Uebermut zerstört das Glück.“

„Und erfüllt das Glück.“

„Ich habe Angst vor dem Glück; es ist so heimtückisch. Es lockt einen heraus. Es macht einen so sicher. Man singt schon am Morgen. Man sieht ruhig in die zornigen Blicke. Man springt verblendet ab vom sicheren Boden des Alltags. Bis der Auftrieb getötet wird. Man fällt. Und weiß nicht wohin. Und hat nicht Vater noch Mutter mehr. Und die Süße haben das Gehen verlernt. . .

„Die letzte Rose ist doch nie die letzte Rose.“

Erna sah die Rose im Glas neben ihrem Bett. Jedes Rosenblatt war groß wie eine Schale und hing schwer am Stengel. Ihre Träne fiel in ein Rosenblatt:

„Die Erde ist eine untreue Frau. Wieso stirbt sie nicht mit dieser Rose?“

„Weil sie nur momentan erschöpft ist. Wenn ein hoher Herr stirbt, werden seine Frauen und Hunde auch ins Grab gelegt. Man hat aber noch nie gehört, daß der hohe Herr erschossen wird, wenn seine Frau oder sein Hund beerdigt wird. Die Erde ist ein hoher Herr.“

„Und ich bin nur ein untreues Mädchen.“

„Das sich gegen den Frühling sträubt.“

„Die letzte Rose ist entblättert.“

„Jetzt folgt — nach ewigem Gesetz wieder die erste Rose.“

„Teufels-Dialektik, hätte unser Pfarrer in Neidenburg gesagt.“

„Stimmt! Denn der Teufel ist das Gesetz unseres Daseins, das sich nicht von Phantasien beugen läßt. Weshalb willst du, daß der Kreis der Jahreszeiten nicht in alle Ewigkeit immer neu beginnt.“

„Weil es furchtbar ist, daß die mächtige Natur ebenso untreu ist wie der schwache Mensch.“

„Was ist Untreue?“

„Sträucher mit Saft zu füllen. Rosen das leuchtende Rot zu schenken und wollüstig den grünen Wiesenleib hinzubreiten. Und dann: den großen weißen Tod zu überleben. Um wieder und wieder mit neuem Glück zu leben.“

„Und Treue wäre also, den Leib zu zerstören, weil eine Frucht. . .

„Bitte, bitte, keine Vergleiche mehr. Mich strengt das Hin- und Herirren zwischen dem, was ich meine und dem Symbol, das ich gebe, furchtbar an. Du kannst mich nicht mehr von der riesenhaften Existenz der Untreue überzeugen: ich erlebe sie schon. Ich brauche deine Worte nicht mehr. Ich brauche nur noch. . .“

„Was?“

„Deinen. . .“

„Du, was?“

„stummen . . .“

„Du, was, du . . .“

„Mund . . .“

III.

Sie fuhren in dem kleinen zweisitzigen Dockard über das Land. Das Pferd konnte mit dem zweirädrigen Wägelchen und den Menschen machen, was es wollte. Von Hügel zu Hügel flog der Wagen. Es war ihnen wie in der Riesenschaukel vor dem Theater in Insterburg. Wenn irgendwo ein Haufen gelb-brauner Blätter lag, fuhr Klaus hinein. Die fast vertrockneten knirschten leise; die andern gaben einen feucht-nassen Modergeruch. Nach zwei Stunden war es von Ferne wie ein Heulen von Wölfen. Das Meer braucht nicht zu sterben, aber es erlebt auch die Wende der Zeiten und ist erregt.

Geduckt und schwer kamen die Wellen an; bäumten sich, überschlugen sich tölpisch. Schaum stand ihnen vor dem Schlund. Immer tiefer duckten sie sich; immer steiler bäumten sie sich. Klaus bettete Erna in eine schwere Decke und legte sie den sterbenden Wellen zu Füßen. Die Gefahr des Meeres war für den Menschen am Strand eine poetische Illusion. Das Donnern der Fluten betäubte das Ohr. Die Phantasie lebte das Chaos von furchtbaren Mächten. Und das kleine blond-zarte Mädchen lag ungeschützt, ungefährdet vor diesem Aufstand der Dämonen. Ein Tier hinter einem Gitter ist das Meer für den Menschen am Strand; eine Tragödie auf der Bühne. Klaus warf die Kleider ab. Er sprang eine Welle an, als sie sich mächtig reckte. Sie riß ihn nieder. Er wehrte sich mit aller Gewalt. Sie riß ihn nieder. Er wollte niedergerissen werden. Nur das Meer gab ihm den Genuß, den die Frau vom Mann will. Aber dann wieder mußte die Welle ihm zu Willen sein. Gebärdete sie sich auch noch so wild. Sie mußte ihn tragen. Sie mußte ihn mitnehmen in das tiefe Tal, wenn sie aufwuchs, lag er auf dem schmalen Kamm. Und wenn sie zu Ernas Füßen blaß und matt in den Sand sank, diente ihm schon wieder die nächste Welle. — Er lebte nicht mehr aus eigener Kraft. Im Rhythmus der Wellen tanzte sein Körper. Sein Rücken lag auf dem Meer, als wäre er ein Wassergebilde. Er fühlte sich nicht mehr. Die Augen sahen nur Himmel. Er war nur noch Auge, nur noch Himmel. . . Erna lag wie eine Genesende, lässig-entspannt am Strand. Sie hatte in den letzten Tagen eine schwere Krisis bestanden, ohne es zu wissen. Sie fühlte nur die Ermüdung der Gesundung. Neue Lebenskräfte, die zum Durchbruch drängten, hatten furchtbar gegen einen tiefen Instinkt ankämpfen

müssen, der den Tod wollte. Der Kampf war beendet. Sie fühlte die selige Müdigkeit des Siegers.

„Nie will ich dich verlassen, Klaus. Ewig, ewig. Und wenn du stirbst, Klaus, dann warte ich in der knorrig-kahlen Eiche, bis der Bliz . . .“

„Siehst du, wie das Meer wieder und wieder sich dem Mond entgegenhebt. Und es hat doch nicht geschworen, in Ewigkeit um ihn zu werben.“

„Ich halte es nicht aus, wenn ich es nicht schwöre, daß ich ewig, ewig . . .“

Klaus stellte sich hinter sie, damit sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Er ging langsam mit seinem Finger ihren Scheitel entlang. Er sprach das Wort des Weisen unhörbar vor sich hin: „Und alle Lust will Ewigkeit.“

Er trug sie in den Dockart. Still fuhr der Wagen in die Nacht. Die dunkle Decke tat ihnen wohl. Wie ein Frieden lag sie über ihnen. Das Meer war auch eingeschlafen. Das Pferd schritt in stiller Ehrfurcht durch den Wald. Wie ein sanfter Abgesang glitten sie in das Haus: das Pferd, der Wagen, Erna und Klaus.

IV.

Als am nächsten Mittwoch der Onkel die Tante auf das Gut mitbrachte, wußte Klaus, daß irgend etwas sich ereignet haben mußte. Klaus liebte die Schwester seines Vaters zärtlich. Sie behandelte ihn wie ihr Enkelkind.

Sie stopfte ihm seine Lieblingsbonbons in den Mund und drückte ihm eine Fahrkarte nach Berlin in die Hand. Klaus lächelte sie versteckt an:

„Ich brauche zwei!“

Das Pächterweib ließ ihn nicht eine Sekunde mit der Tante allein.

„Ich heirate dich, trotzdem deine Mutter es will“, sagte Klaus, als sie am Abend im Kirschbaum saßen.

„Ist Berlin sehr groß?“

„Ich werde in Ruhe arbeiten. Wir werden zurückgezogen leben . . .“

„Und glücklich sein!“

„Und glücklich sein?“

Klaus fiel vom Baum. Er hatte eine Sekunde vergessen, wo er saß. Es wurde ihm aus Berlin ein Brief Katharinas aus Freiburg im Breisgau nachgeschickt:

„Das Schreiben hat doch keinen Wert, wenn man sich solange nicht gesehen hat. Hast du denn keine Zeit, ein paar Tage herzukommen? K.“

Erna pflückte Schoten zum Mittag. Sie saß so still, voller Frieden auf der Erde, daß Klaus nicht wagte, sie anzureden. Sie legte dann so selbstverständlich den Arm um seine Schultern, daß Klaus kein Wort fand. Hätte sie ihn richtig angesehen, dann hätte sie erschrecken müssen über die eingefallenen Wangen, die fiebernden Augen und die blauen Schatten unter den Augen.

„Um zwei fahre ich nach Königsberg und abends nach Berlin. Ich — hab — dich — unendlich — lieb.“

Den ersten Satz überstürzte er, den zweiten ließ er lang ausklingen. Erna sah ihn an. Als sie das Fieberzucken seiner Lippen bemerkte, fiel ihr der Topf mit Schoten aus der Hand.

Der Wagen hielt an der Freitreppe. Klaus hatte noch nicht gepackt. Seit zwei Stunden saßen sie auf dem Sofa. Ihre Gesichter waren tränen-gedunsen. Sie hatten kein Wort gesprochen. Die Finger krampften sich ineinander. Ihre Hände bluteten. Klaus litt unter der Despotie der unsichtbaren Macht, die ihn gegen seinen Willen forttrieb. Erna war betäubt. Sie verstand nichts. Ein schwerer Eisenring lag um ihre Schläfen. Ein Knecht mußte packen. Als der Koffer auf dem Wagen lag, stürzte Klaus auf den Bock, ohne ein Wort des Abschieds. Er hieb besessen auf die Pferde, die den Wagen im Galopp vorwärts rissen. Als er an der Nordseite des Teiches entlang fuhr, sah er, Erna in der Krone der Eiche. Er hätte fast gelacht. Die hure Natur läßt uns nicht sterben, dachte er. Sie ist grausam.

Melodie

O all die Segel überm Grunde
sind alabastern übersont!
Hell hängt die sittichweste Stunde
von Horizont zu Horizont.

Das Grün saugt sich voll goldener Labe.
Ein unsichtbarer Gott berührt
die Herzen mit kristallnem Stabe,
der tiefverschmielte Wonnen schürt.

Auf allen Wegen wandelt Güte.
Orgelnd ein blauer Wind erklingt.
Wie eine klare, keusche Mythe
das Dasein raunend uns durchdringt.

Arnold Krieger

Rundschau

Vom wandernden Menschen

Von Friß Rudnig

Das Wandern ist heute nicht mehr allein des Müllers Lust, wie's in dem schönen Volksliede heißt, das wir alle kennen. Es ist Allgemeingut geworden, wenigstens Allgemeingut unserer Jugend. Und diese Tatsache, daß die Zahl der Jungen und Mädels täglich steigt, die am Samstag, spätestens Sonntag ihren geliebten Rucksack schultert und singend in die Ferne zieht, beweist ganz unwiderlegbar, daß es mit dem Untergange des Abendlandes noch gute Weile hat. Diese Lust am Wandern deutet unzweideutig darauf hin, daß unsere abendländische, daß jedenfalls unsere deutsche Jugend nicht daran denkt, ins Grab zu gehen, das Oswald Spengler bereits für sie gegraben glaubt.

Seht euch doch diese Jungen und Mädels nur einmal an, wenn sie mit ihren dickbäuchigen Ranzen durch die Felder ziehen. Wissen diese leuchtenden Augen um Untergang? Diese Wanderer würden ihn ganz gewaltig auslachen, wenn Freund Hein zu ihnen sagen würde: Ihr seid des Todes! Sie würden lachen: Sehn wir so aus, Freund Hein? Und würden zur Klampfe greifen und ihm ein so kraftvolles Wanderlied singen, daß Herr Hein sich sehr stiller um die allernächste Ecke drücken würde, weil er solch froher Lebenslust nicht gewachsen wäre.

Was gibt nun all diesen jungen Menschen solchen Lebensmut, solche Lebenskraft, solchen Todestrog? Die meisten von ihnen stehen in einem Berufe; der eine am Schreibtisch, der andere an der Dreh- oder Hobelbank. Und sie müssen alle tüchtig heran heutzutage. Jeder, der im Berufe steht, weiß es von sich selber. Woher nun diese Lebenskraft trotz schwerer Fron, selbst in der Großstadt, die am meisten an Mark und Nerven frisst?

Die Großstadt und ihr bis weit ins Land hinein zerfetzender Einfluß wird mehr und mehr überwunden. Wir wollen uns doch nicht täuschen lassen durch die Scharen, auch Jugendlerner, die vor den Toren der Kintöpfe und sonstiger Vergnügungstempel um Eintritt harren. Wenn diese Menschen nicht herauskommen aus den Dampffängen der Zivilisation, wenn sie selber nicht heraus wollen, mögen sie bleiben, was sie sind: Herdengetier. Sie scheiden damit als bewußte Träger der Zukunft aus. Sie sind Verfall. — Deutlich bleibt, trotz ihnen, in unserer Jugend das stetig wachsende Bewußtsein ihrer selbst; das Wissen: es gibt einen Weg, der über die Herde hinaus — zum Menschen führt. Der Begriff „Mensch“ war lange Zeit verstaubt. Der Mensch lag tief unterm Eisenstaub der „Maschine“, deren Fronknecht er wurde. Der Begriff Mensch wird fortan heller strahlen mit jedem Tag. Die beste Jugend von heute weiß, was sie will. Sie weiß, es gilt: Mensch zu werden! Nicht Mensch als Selbstzweck allerdings. Der Mensch als Selbstzweck muß für die Zukunft gestorben sein. Mensch werden heißt heute: zu sich selber kommen; sich selber erkennen in seinen Kräften und Schwächen; seine Schwächen überwinden durch stete Höherzüchtung der eigenen Kräfte; bis man endlich ein Vollmensch ist: ein Mensch im Vollbewußtsein seiner Kraft; ein geistiger Kraftmensch im Vollbewußtsein seiner großen Pflicht: all seine Kräfte zu nützen; zunächst für sich, dann aber vor allem: für die Gemeinschaft. Doch man muß erst selber Fülle haben, wenn man schöpferisch werden und schenken will.

Das ist das Wunderbare: wir sind, wenn auch sehr, sehr langsam, auf dem Wege zu einer neuen Gemeinschaft. Jeder, der tiefer blickt, sieht's. Es geht nicht — um neue Parteien. Partei ist: Verengung des geistigen

Horizontes. Partei ist: Zerschlagung eines Ganzen. Partei ist: Zersplitterung des Volks.

Je mehr der Mensch zur Erkenntnis seiner selbst gelangt, desto mehr erwacht in ihm das Wissen: das Einzel-Ich, wozu das Partei-Ich gehört, muß überwunden werden durch das brüderliche Du, wenn wir nicht rettungslos in den Abgrund treiben wollen, in den geistigen Selbstmord des Einzelnen und des Volks. Nur die himmlische Enge eines völlig verbohrteten Ich-Menschentums wird sich dahin treiben lassen. Der geistige Mensch überwindet die Enge des Ichs. Er strebt in die Weite hinaus, aus dem Ich ins Allgemein-Menschliche, aus dem Allgemein-Menschlichen ins All-Göttliche.

In diese Weite führen mancherlei Wege. Schon rechte Bücher können Wegweiser dorthin werden. Der einfachste — schönste und wundervollste — Weg in die geistige Weite führt aber: durch die lebendige Natur. Wer je den allgewaltigen Odem Gottes gespürt auf seliger Wanderschaft, der kennt diesen Weg und wird nicht von ihm weichen.

Darum war ja die Zeit, die nun hinter uns liegt, so grenzenlos leer und arm: weil sie die Natur nicht kannte, sie nicht mehr begriff in ihren wundervollen Tiefen. Die vergangene Zeit schätzte nur das Ich, dessen „höchstes“: das Hirn — und seine Großtat: die Maschine. Seele? Ein Begriff, den man belächelte. Man hatte die Seele ja noch nie — gesehen. Wenn sie vorhanden, war sie jedenfalls außerstande, Geld einzubringen. Das Geld war der glänzende Angelpunkt der vergehenden Zeit. Geld hieß: Genuß; Genuß war ersehntestes Ziel. —

Doch wir wollen nicht einseitig sein: es gab, ganz zuletzt, eine Kunst, die um die Seele rang. Sie war am Anfang voll großer Leidenschaft. Sie war zu leidenschaftlich, verpuffte dadurch ihre Kraft und erstarrte zu leerer Form.

Und es gab — dem Gelde und seinen Zwecken fern — eine Wissenschaft. Sie feierte Triumphe. Sie wählte das höchste Ziel beim Gipfel zu haben: das Wissen vom Allerletzten. — Es war, wir dürfen es restlos anerkennen, ein großes Wissen, ein ganz gewaltiges Können, das des vergehenden Geschlechts. Aber heute erkennen wir es immer deutlicher: es war ein Können im Reiche des Stoffes; es war ein Wissen um das Äußere der Dinge.

In der heutigen Wissenschaft glüht schon ein anderer Geist. Man hängt nicht mehr krampfhaft wie früher am nur Äußereren. Es gibt auch heute noch zahllose Wissenschaftler, die nach wie vor an der Oberfläche haften. Sie werden ins Dunkel sinken. Man wird sie nicht belächeln ob ihrer Kleinheit, ob ihrer kaum glaublichen Kurzsichtigkeit. Man wird sie bedauern; wenn man die Zeit dafür hat. — Schon regen sich aber überall neue Kräfte. Zwar nähren sie sich noch aus dem Vermächtnis der Alten. Aber sie streben darüber hinaus: sie streben über die Form hinaus zum Geist.

Es ist dasselbe Streben, das heute in unserer besten Jugend lebt. Aus dieser Jugend, der die Materie nur Sprungbrett zum Wesentlichen, zum Geiste ist, werden dem neuen Streben die stärksten Kräfte entstehen. Geduld! Der Untergang des Abendlandes ist nicht endgültig. Alles fließt. Hinter jedem Tale führt jenseits ein Weg auf den Berg. Die Sehnsucht, die Lebenssehnsucht, wird uns hinauftreiben. Je tiefer das Tal, desto größer das Sehnen nach Firnenlicht. Unsere Jugend wird wieder Firnenlicht sehen — wenn sie auch zuvor vielleicht noch einmal in einen Abgrund hinunter muß, vor dem ihr grausen wird. Sie wird das Grauen überwinden. Sie weiß, was unter Opferung des Ichs zu gewinnen ist: das All. Diesen Kraft- und Seligkeitsquellen des Alls ist die neue Jugend so tief verbunden, wie selten ein Geschlecht zuvor.

Wären wir allerdings auch fürderhin immer weiter abgetrieben von diesen speisenden Quellen, wir wären elend verdurstet. Nun wissen wir aber um das Tiefste. Das ehrfurchtvolle Wandern, das hingeebene Forschen des all-liebenden Menschen erschloß diese Tiefen. Nun spenden

die Tiefen all ihre Fülle. Die alte Form zerbricht. Der neue Adam ersteht aus den Trümmern.

Auch der Neue Mensch schätzt sein Gehirn und dessen Fähigkeiten. Er hat jedoch erkannt, daß es ein weit Höheres gibt, als diese erstaunlichen Fähigkeiten des menschlichen Gehirns. Das Gehirn ist letzten Endes unschöpferisch; es ist nie Flamme; es ist immer kalt; es vereist jeden Menschen, den es beherrscht. Eis ist: der Tod.

Leben aber ist: die Sonne. Sie ist die warmherzige, namenlos gütige Mutter unserer Erde, heißester Liebe voll. Sie nährt uns. Leibhaftig. Wovon sollten wir leben, wenn unsere Saat nicht tief von ihr gesegnet würde?! Sie ist aber mehr, als nur die Erhalterin unseres elenden Leibes. Seit ewigen Zeiten ist sie das Ursymbol des Geistigen. Vielleicht ist sie nicht nur Symbol. In alten Schriften wird sie — Gottes Herz genannt. Wir alle wissen: unser Allertiefstes, unsere letzte Weisheit quillt aus unserem Herzen. Ist es so unsinnig, anzunehmen, daß das größte Glück, das uns Menschen wird, das Lichtglück, das erschütternde, völlig wunschlose Sich-Eins-Fühlen mit dem All-Ewigen aus dem Sonnenherzen Gottes in uns strömt, sobald wir ihm in heiliger Liebe nahen? —

Soviel ist gewiß: der Mensch, den die Liebe zur Natur und zu ihrer Königin, der strahlenden Sonne, im Herzen gepackt, wird durch diese Liebe zuinnerst verwandelt. Er wird weit lebensfroher werden als andere, in denen die Liebe zum Licht noch nicht Wurzel geschlagen. Er wird stärker werden als diese; denn die Kraft der Sonne wirkt machtvoll in seinem Blute. Er wird reiner werden in seinem Körper; denn die Sonne ist fampffroher Feind alles Dunklen und Nichtreinen.

Dem reinen Körper entwächst mit Naturnotwendigkeit: der reine Geist! Dieser reine Geist ist das Wunder aller Wunder. Er ist Geist vom Geiste Gottes. Er macht dich, hast du ihn aus dir selbst entbunden, zum Kinde Gottes im wahrsten Sinne des Wortes. Er macht dich mächtig in deinem Menschengeste. Er macht dich wahrhaft schöpferisch. Er ist ein Quell unendlicher Liebe, namenloser Güte und allgewaltiger Kraft.

Der wandernde Mensch fühlt diesen Liebe-, Güte- und Kraftquell sondergleichen, wenn er, blankäugig, mit singender Seele, in die Ferne zieht. Er fühlt den Quell, wenn er oft auch nicht um ihn weiß. Er fühlt ihn urgewaltig in seinem Herzen; wenn er das Blühen der Felder sieht, das Wogen des Korns, den Firnschnee des Gebirges; wenn er des Waldes tiefsten Geheimnissen lauscht und maßlos erschüttert den Atem des Unendlichen vernimmt auf dem stürmenden Meer. Von überallher strömt in den all-ergebenen Menschen unsagbare Kraft. Nicht Kraft des Körpers allein, auch Kraft des Herzens, der Seele und des Geistes.

Unsere beste Jugend fürchtet den drohenden Untergang des Abendlandes nicht! Niemand verfällt ihm, der ihm nicht verfallen will. Nur wer zu schwach, überhaupt zu wollen, wird sein Opfer werden. Der zu sich selbst erwachte Mensch weiß, was er will. Er will: den neuen Geist erwandern. Weit ist das Ziel. Er weiß es; doch er will.

Sein Wille geht nie nach Genuß. Genuß macht schwach, höhlt aus, ist Weg in frühes Grab. — Sein Wille aber ist: das höhere Leben; Gestaltung des Ichs, Gestaltung im Volk, in der Menschheit, im grenzenlosen All.

O seht sie wandern, diese — innerlich ewig — jungen Menschen: Stahl im Schritt, Kraft in der Faust, Licht auf der Stirn und die brennende Flamme der Gott-All-Liebe im Herzen!

Wandernde Menschen der dunklen Erde, voll Freude und Kraft und Geisteshelle, leuchtende Kinder des Kosmos, von dem sie strahlend künden, lichtfrohe Sackelträger im Reiche Gottes!

Offseestrand — Alpenland

Bemerkungen zum Jugendaustausch

Von Dr. Georg A. Lukas, Graz

Zu Hunderten zogen jugendliche Anwohner der Offsee in die österreichischen Alpenlande; verstärkt um die gleiche Anzahl Altersgenossen aus den Familien ihrer Gastgeber kehrten sie heim. Wie sie dort in den Bergen, waren nun die Österreicher hier an der See Gäste im Kreise ihrer norddeutschen Tauschpartner, und beide lernten einander gut kennen, verstehen und schätzen. Was einem fremd schien, erklärte sich leicht aus der Umwelt, der der andere entsproß; das gemeinsame trat immer stärker hervor: „alle fühlten sich als gleichberechtigte Kinder Germanias“.

Insbondere fühlten sich Steirer und Danziger schicksalsverwandt. Die aus unserer grünen Mark stammende Tauschjugend erkannte im Freistaat ein Stück deutschen Bodens und deutschen Volkes, das ebenso gewaltig vom Mutterlande ferngehalten wird wie wir, das ebenso auf eine lange wechselvolle Vergangenheit im Rahmen deutscher Geschichte zurückblickt und seine Zukunft sich nur in enger Verbindung mit den übrigen deutschen Stämmen vorstellen mag.

Zunächst konnte sich der Steirer, der oft vom steifen, verschlossenen Wesen der Norddeutschen gehört hatte, bald überzeugen, daß es unter der männlichen wie unter der weiblichen Jugend von der Wasserkante genug bewegliche und lebhaftige Geister gab, die man von den unsrigen nur dann unterschied, wenn sie den Mund aufstuten und eine unseren Ohren forsch und bestimmt klingende Sprache oder bei uns ungebräuchliche Worte und Redewendungen hören ließen. Ich will hier gleich bemerken, daß Versuche zur Anpassung an die steirische Mundart oder auch nur an die mundartlich gefärbte Redeweise der Landeshauptstadt viel seltener unternommen wurden (und wenn ja, weniger Erfolg hatten) als umgekehrt die von den Steirern in Danzig überwiegend erstrebte Anpassung an das dort geübte Deutsch. Diese Anpassung wurde zum Teil sogar schon hier in der grünen Mark versucht. Ich möchte sie ein unbewußtes Werben um die Seele des Gastes aus dem Norden nennen, der man so näher zu kommen hoffte. Dies muß auch auf anderem Wege des öfteren gelingen sein, denn manchem Sohn der Wasserkante wurden österreichische Eigenheiten geläufig.

Merkwürdig schien die Einstellung der norddeutschen Jugend zur Natur. Sie bezog da eher den Standpunkt des Sportsmannes als den des Naturfreundes; es galt, stets in möglichst kurzer Zeit ein Ziel, einen Berggipfel zu erreichen, eine bestimmte Strecke zurückzulegen. Schwierigkeiten erhöhten den Drang nach rascher Besiegung aller Hindernisse. So wurde der prächtige Aufstieg auf den Hochlantsch (1722 m) durch die wildromantische lange Bärnschützklamm mit ihren Leitern und Stegen zu einer wilden Jagd, bei der Zurückbleiben offenbar Schlappheit bedeutete hätte. Nur das nicht! Lieber alle Kräfte angestrengt, auch wenn das Herz gegen die ungewohnte Anstrengung rebelliert und keine Zeit bleibt, schöne Landschaftsbilder zu genießen! Zu ruhigem, beschaulichem Naturgenuß waren unsere Steirer anscheinend leichter bereit, obwohl ihnen doch die Berge vertrauter sein mußten; mich dünkt, sie fühlten sich naturnäher, sind noch „unwüchsiger“ als die überwiegend städtisch erzogenen norddeutschen Altersgenossen, bei denen wir eben deshalb doch mehr freundliche Ueberraschung oder andächtige Neugier vorausgesetzt hätten.

Dennoch gab es, wie ich mich mehrfach überzeugte, unter den Gästen doch manche, die genau so empfindsam zu wandern verstanden wie irgendein treuer Sohn seiner Berge, manche, die sich äußerlich und innerlich ihrer neuen Umwelt völlig anpaßten. Ich meine also, nur der Hundertsatz solcher aufnahmefähiger, naiver junger Menschen ist bei uns größer als im Freistaat und erklärt sich aus der verhältnismäßigen Abgelegenheit unserer grünen Mark vom großen Weltverkehr, aus der weniger fortschrittlichen

Weltauffassung und mehr konservativen Lebensweise unserer alpenländischen Menschen — was ich in diesem Falle nicht als Mangel, sondern eher als Vorzug bezeichnen möchte. Die Bodenständigkeit, die Urwüchsigkeit, die Naturnähe — das sind ja eben vollkliche Aktivposten, die wir beim Anschluß Oesterreichs an das deutsche Mutterland geltend machen können als Gegengewicht gegen Amerikanisierung und Großstadtkultur mit ihren unleugbaren Schattenseiten. In unserem Lande ist selbst die Hauptstadt Graz ungeachtet der 200 000 Bewohner, die sie mit den weitausgreifenden Vororten umfaßt und trotz ihrer ansehnlichen Industrie (50 000 Arbeiter!) ein Bauernmarkt geblieben; alter guter Brauch ist zwar auch hier zurückgedrängt worden, aber nicht völlig vergessen. Erst kürzlich wieder haben Führer reichsdeutscher Jugendgruppen aus Wiesbaden, Stettin und der Grenzmark beim Anhören und Anschauen steirischen Sanges und Tanzes erklärt, dies alte Volksgut sei im Reich leider zumeist verschwunden und deshalb hätten unsere Tanz- und Spielgruppen draußen solchen Erfolg. Meine Austauschgruppe hatte ja selbst Gelegenheit, in Zoppot und Langfuhr durch rasch eingeübte Volkstänze zu festlichen Veranstaltungen ihr Scherflein beizutragen, in der Hauptsache mußte aber der Verkehr der Jugend untereinander und mit den Pflegeeltern diese sehr erwünschte und notwendige Aufklärung über Art und Sitte einander so ferner deutscher Stämme hier wie dort übernehmen. Daß durch monatelanges nahes Zusammenleben manche Eigenheiten, selbst Fehler von dem einen am andern entdeckt wurden, verschlägt gar nichts, denn Engel gibts nirgends. Aber die meisten werden jetzt wissen, warum die deutschen Stämme verschieden geartet sind, sie haben eine Vorstellung von der Größe und dem Reichtum des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, sie haben dauernde Freunde gewonnen, die einen im Gebirg, die andern an der See; vom Fels zum Meer, vom Ostseestrand zum Alpenland werden ihre Briefe und noch öfter ihre Gedanken fliegen und die völkische Not hinter dem polnischen Korridor wie hinter der bayrisch-österreichischen Zwangsgrenze wird alle guten Geister wecken.

Das Grenzräumungs-Fest in Fischhausen

Von Fritz Kudnig

Mit dem großen Kriege war das früher in regelrechten Zeitabständen gefeierte Fest der Grenzräumung ausgestorben, wie so manches Schöne und Gute mit ihm gestorben war. Die Zeit nach dem Friedensschlusse war so voll von Bruderhaß und Brudermord, daß niemand daran denken konnte, ein Volksfest zu begehen; ein Fest, das keine Ränge kennt und keine Stände und keine Parteien; ein Fest, das alle Ränge und Stände und Parteien vereint, eben zur Gemeinschaft des ganzen Volkes.

Es ist ein unübersehbares Zeichen der Gesundung unseres von schweren inneren Krankheiten befallenen Volkes, wenn solche Feste heute schon wieder möglich werden:

Von weit und breit, auch aus der großen Nachbarstadt Königsberg, waren viele dem Ruf der Stadt Fischhausen, zu ihrem schönen Heimatsfeste gefolgt. — Welch tiefes Symbol, daß dieses Volksfest mitten im Grünen gefeiert wurde; mitten im schönen Kiefernwalde der Stadt, dicht bei dem Haffischerdörfer Pense. Malerisch, mit weiß getünchten Häusern, die leuchtend rote Zippelmützen tragen, lehnt es am Waldesrande und schaut ins Haff hinein, das wie ein breiter, blauer Wunderspiegel zu seinen Füßen liegt. Ein tiefes Symbol dieses Fest des Volkes im grünen Walde? Ein Sinnbild dafür, daß die beste Kraft einem Volke immer nur von der großen Gottesnatur her entgegenwächst. Die reine Natur kennt keinen Haß und keine Spaltung.

Zur Harmonie des Ganzen soll auch jedes wahre Volksfest führen. „Des Hasses ist genug; nun lebt der Liebe!“ Um diese Worte rankte sich

die schöne Predigt. Selbst ergriffen, ergriff der Pfarrer die Herzen der Menschen, die ihm lauschten in der ragenden Kathedrale der sonne-goldenen Kiefernstämme, die den grünblauen Himmel auf zärtlichen Händen trugen. „Dann gehet leise, nach seiner Weise der liebe Herrgott durch den Wald“, hatte der Gesangverein Fischhausen zuvor gesungen. „Großer Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen deine Stärke“, sang nun das ergriffene Volk. Und jeder fühlte zutiefst, daß Gott ihm in seiner Kirche je so nahe war, wie hier inmitten der rauchenden Kiefernäume des all-gewaltigen Waldes-Domes, in dem der Duft des Holzes und des Harzes und der grünen Nadeln schönster Weihrauch war. —

Nachdem Fischhausens Bürgermeister mit ernstern und heiteren Worten die Gäste begrüßt, auf den Sinn des Festes hingewiesen, zu Freude und Frohsinn aufgerufen, aber auch zu ernst-deutschem Sinn, zu Treue gegen sich selber, gegen die Heimat und das Vaterland, hielt der um seine Heimat verdiente Ehrenbürger der Stadt Fischhausen, der Verfasser des heimatstarken Werkes „Das westliche Samland“ und „Die Kurische Nehrung“, Oscar Schlicht, einen passenden Vortrag über die „älteste Geschichte seiner Vaterstadt.“

Fischhausen mit seinen Stadtwiesen und seinem Walde ist eine Schöpfung der Alluvialzeit. Das ganze Flachland hier war einst das Flußbett eines ungeheuren Urstromes, der die gewaltigen Schmelzwasser der Eiszeit (in der das Eis wohl 1000 m und höher das Samland und die norddeutsche Tiefebene bedeckte) mit sich führte. Dieser Urstrom war die Memel, die damals nicht in das noch nicht bestehende Kurische Haff, sondern durch die jetzigen Inster- und Pregeltäler hier vorbei ihren Weg nahm.

Das Fischhausener Land ist ein sehr junges Kind der Zeit. Es ist so jung, daß es die bedeutame Urgeschichte des übrigen Samlandes noch nicht miterlebte: Der nördlich der Stadt gelegene Rosentaler Berg, der einst eine altpreußische Feste auf seinem Rücken trug, ist wohl die Geburtsstätte der Fischhausener Geschichte. In dieser Geschichte ist der erste bedeutame Name der des Bischofs Adalbert von Prag. In Fischhausens Umgebung wirkte dieser allgemein als Bannerträger der christlichen Kirche gefeierte Priester in seinen letzten Lebenstagen; in Fischhausens Nähe fand er den Tod durch feindliche Priester. An der Stelle, wo heute noch das St. Adalbertskreuz von seinem Untergange kündet, erbauten bald nach seinem Tode die Dänen (unter deren Herrschaft das Samland damals stand) eine Erinnerungskirche, die laut alten Urkunden die älteste christliche Kirche Preußens gewesen ist. — 1255 erfolgte die bereits drei Jahre zuvor vergeblich versuchte Unterjochung der Samländer durch den deutschen Ritterorden. In der Fischhausener Bucht stießen des Ordens schwere Erobererschiffe ans Land; der König Ottokar von Böhmen, Graf Rudolf von Habsburg, der spätere Kaiser, betraten, erobernd, Fischhausens Boden. In diesem Jahre wurde auch der Bischof Heinrich von Strittberg der eigentliche Gründer der Stadt Fischhausen; Kristian von Mühlhausen wurde dann in den Jahren 1276—95 ihr eigentlicher Erbauer; Siegfried von Reinstein von 1296—1318 ihr größter Wohltäter.

1264 begann man mit dem Bau der vorläufigen Bischofsburg in Fischhausen. Um diese Zeit siedelten sich hier auch die ersten Deutschen an; wie überhaupt die Besiedelung der Stadt vorwiegend durch Deutsche, wahrscheinlich durch Niederachsen, geschah; was daraus erhellt, daß die herrschende Sprache hier früher das Plattdeutsche war.

In den 200 Jahren nach Siegfried von Reinstens 1318 erfolgtem Tode residierten im Bistum Fischhausen 13 Bischöfe. Erwähnenswert ist aus dieser Zeit der Bau der schönen gotischen Stadtkirche unter dem Bischof Johannes. Unter dem Bischof Nikolaus I. (1442—1470) erlebte Fischhausen die traurigste Zeit seit seiner Gründung: den 13jährigen polnischen Krieg. Oft wurde die Stadt in dieser Zeit von den Polen und ihren Verbündeten böse gebrandschaft, bis endlich das Unheil in ganzer Wucht über sie hereinbrach, als sie im Jahre 1462 bis auf wenige Häuser völlig ein-

geächtet wurde. Von diesen Schlägen hat sich Fischhausen bis in die neuere Zeit nicht völlig erholen können, zumal ja später noch Schweden, Russen und Franzosen über sie herfielen mit ihren Scharen.

Halbwegs zur Ruhe kam die Stadt noch nicht in dem im Jahre 1466 geschlossenen Frieden, sondern erst als der Orden später seine geistliche Herrschaft aufgab, Preußen ein weltliches Herzogtum wurde und die Reformation in den Ländern ihren Einzug hielt.

Wie um viele andere Dinge, die zum Wohle des Landes gereichten, machte sich auch um die Einführung dieser Reformation der 1518 gewählte, letzte katholische Bischof Georg von Polen, ein Freund des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, verdient, weshalb ihm unter den Führern und Förderern des Fischhausener Landes eine der ersten Stellen gebührt. —

Nach diesem Rückblicke auf die älteste Geschichte der Stadt tat Oscar Schlacht einen Blick in die dunkle Gegenwart und schloß mit einem warmen Wunsche für die Zukunft. Diese Zukunft würde heller und heller werden, wenn jeder immer und immer nach dem Leitspruche handeln würde:

Ich bin geboren, deutsch zu fühlen,
bin ganz auf deutsches Denken eingestellt.
Erst kommt mein Volk, dann all die andern, vielen,
erst meine Heimat, dann die Welt! —

Liebe, alte Volkslieder hallten, vom Fischhausener Sängerverein gesungen, durch den grünen Wald. Auch Fritz Kudnigs Samlandlied, von dem Fischhausener Fritz Neufang vertont, kam zum Vortrag. Dann stieg, als Höhepunkt des Festes, das von dem Fischhausener Otto Treptau verfaßte Festspiel „Die Grenzzäumung“, in dem mit oft ganz köstlichem, gelegentlich auch urwüchsig-derbem Humor eine der ewigen Grenzstreitigkeiten der Orte Fischhausen, Zimmerbude, Penje und Nepleiken vor dem Bischöfe verhandelt und durch ihn mit dem Ergebnis „geschlichtet“ wird, daß die Haupttäter sich gleich vor dem hohen Forum wieder in die Haare kriegen. Endlich spricht der gewaltige Herr Bischof sein Machtwort, verteilt und umgrenzt endgültig Fischrecht, Land und Wald (ausschließlich der Jagdgerechtigkeit, die er sich stillschweigend selber — als dem einzig Würdigen — zuerkennt) verleiht vier neuen Bürgern das Bürgerrecht, indem er sie mit dem Hinterteil kräftig gegen eine knorrige Kiefer stoßen — „stutzen“ — läßt, und alles verläuft sich, murrend oder wohlgelaunt.

Man sah unter diesen Laienspielern einige prächtig geformte Gestalten, die einem ordentlich das Herz erfreuten. Dann tanzte die dörfliche Jugend in bunten Trachten alte Fischertänze. Drei alte, braunverbrannte, runzelgesichtige Fischerknaben machten mit zwei Geigen, einer Pauke und viel gutem Willen die Musik dazu. Was schade es, wenn mancher gut gemeinte Ton dabei vorbeigeriet. Man sah die aufrichtige Begeisterung und freute sich bei jedem falschen Tone doppelt und dreifach von ganzem Herzen und mit ganzem Gemüte.

Was sollen wir auf Reisen lesen?

Von Carl Lange

Ein guter Roman und einige der Bücher, die uns Freunde im Leben geworden sind, gehören zu den Dingen, die wir auf der Sommerreise nicht vergessen dürfen. Ich höre aber schon den angstvollen Ruf der Frau des Hauses, daß es damit genug sei, daß man doch nicht zum Lesen käme und sich nicht unnütz belasten solle. Nun ist leider in der Tat das nachdenkliche Lesen umfangreicher Werke bei dem zunehmenden Tempo des Lebens eine Seltenheit geworden; der an und für sich vollberechtigte Sport tritt mit seinen Rekordleistungen zu stark in den Vordergrund, auch

bei unserer Jugend, so daß die Hauptlektüre oberflächliche Literatur, Sport und Erotik, geworden sind. Das Ueberhandnehmen von Zeitschriften letzter Art ist das beste Zeichen dafür.

Es ist zu verstehen, daß die kleine, knappe, kurze Novelle und Skizze von Niveau den dickleibigen Wälzern früherer Zeiten vorgezogen wird, aber soll das Gute, Wertvolle immer mehr durch das Sensationelle, Knallige, Aufgepeitschte verdrängt werden? Deutschland, das Volk der Dichter und Denker, darf nicht dem materialistischen Zug folgen und muß sich wieder mehr auf sich selbst besinnen. Ebenso wie dem wertvollen Buch geht es der ernsthaften künstlerischen Zeitschrift, die in ständigem Ringen um ihre Existenz steht.

Das Ausland leistet heute hierin meist Besseres als der Deutsche. Auf diese Gefahrquelle muß nachdrücklich hingewiesen werden. Der Reisende nun, der sich nicht allzusehr mit Gepäck beschweren will und gute Unterhaltung bedovrugt, greife zu den Zeitschriften, die sich in ihrer ersten Richtung weiter aufwärts entwickelt und behauptet haben. Die Auswahl an unterhaltenden, politischen, heimatlischen, volkswundlichen Schriften ist so groß, daß jeder leicht das findet, was ihm am nächsten liegt.

Die alteingeführten Blätter „Westermann“, „Hachagen & Klasing“, „Türmer“ (29. Jahrgang, Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart), die „Tat“ (19. Jahrgang, Verlag Eugen Diederichs, Jena), „Süddeutsche Monatshefte“ (24. Jahrgang, Verlag München), „Deutsche Rundschau“ (53. Jahrgang, Verlag Berlin), „Kunstwart“ (39. Jahrgang, Verlag Georg D. W. Callwey, München), der übrigens wieder seine alte Richtung im Sinne Avenarius pflegt, die „Literatur“ (29. Jahrgang, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), „Preussische Jahrbücher“ (über 200 Bände, Verlag Georg Stilke, Berlin), sind zu bekannt, um auf sie, die Kulturpioniere im In- und Ausland waren und sind, näher einzugehen. Die Höhe der Jahrgänge und die Namen der Verleger sprechen für sich. Wir haben immer wieder in der Rundschau unserer Hefte auf andere Zeitschriften empfehlend hingewiesen; so sind im Juliheft 1925 des sechsten Jahrganges folgende Zeitschriften besprochen, auf die wir noch einmal nachdrücklich aufmerksam machen. „Gegenspiel“ (Herausgeber Julius Maria Becker und Walther Eckart im Bayernverlag, München), „Mittelland“ (Herausgeber Paul Alfred Schmitz, Mittellandverlag, Frankfurt a. Main), „Der bunte Garten“ (Verlag Kösel & Pustet, München), der „Piperbote“ (Verlag R. Piper & Co., München), die Wochenschrift „Werben“ (Verlag Albert Dederichs, München-Gladbach), „Der Kritiker“ (Herausgeber Dr. C. F. W. Behl und Dr. Neuländer im Selbstverlag, Berlin, jetzt Leon, Kurzman & Co., Berlin), „Schaffen und Schauen“ (Herausgegeben von Dr. Wilhelm Schuster und Studienrat Sitzel), die „Pforte“ (Herausgeber Richard Benz und Gustav Wolf, Verlag Gerstung, Offenbach am Main), die „Zeitwende“ (Herausgeber Tim Klein, Otto Grundler, Friedrich Langensatz, Verlag C. H. Beck, München), der „Eckart“ (Organ der deutschen Zentralstelle der Volks- und Jugendliteratur, Berlin-Steglitz), „Eiserne Blätter“ (Herausgeber Pfarrer Dr. Traub, München, Sölln II), „Deutsche Arbeit“ (Herausgeber Dr. Hermann Ullmann), „Politische Wochenschrift“, „Die Frau und Nation“ (Herausgeber Dr. Leonore Kühn), „Archiv für Politik und Wirtschaft“ (Herausgeber Dr. Werner Mahrholz und Dr. Roefeler), „Leben und Sonne“ (Herausgeber F. R. H. Thies, Verlag der Arbeitsgemeinschaft deutscher Lichtkämpfer, Berlin). Einige davon haben die Zeit nicht überstanden.

Sehr erfreulich entwickelt hat sich die Zeitschrift des Vereins für das Deutschtum im Auslande: „Die deutsche Welt“, die uns Grenz- und Auslandsdeutsche besonders angeht. Das Tagungsdoppelheft über den Harz ist reichhaltig und eindrucksvoll. Es ist ein gutes Zeichen, daß die Teilnahme am Leben der Deutschen in der Ferne auch im Reich ständig zunimmt. Der Beweis dafür sind entsprechende Beilagen von Zeitungen und neu begründete Zeitschriften im Ausland. Im vierten Jahrgang steht die von Heinrich Zillich geleitete und im Klingsor-Verlag (Kronstadt) herausgegebene siebenbürgische Zeitschrift „Klingsor“, die sehr gehaltvoll ist und

die Treue der Siebenbürger Sachsen zu ihrem Volkstum zeigt. Im Ostland-Verlag (Hermannstadt) kommt die Zeitschrift „Ostland“ heraus. Nach dem Südoften führen ferner die in Graz von Dr. Joseph Papeš geleiteten und im Alpenland-Verlag herausgegebenen „Alpenländischen Monatshefte“, ein gutes und reichhaltiges Unterhaltungsblatt, auf das wir auch schon früher hingewiesen haben. Die Zeitschrift des deutschen Schulvereins Südmark „Grenzland“, ist mehr politisch gerichtet und trägt die Devise: „Immer daran denken!“, „Heim ins Reich!“ Nach Rußland führt uns die Zeitschrift: „Deutsches Leben in Rußland“ (herausgegeben im 5. Jahrgang von Pfarrer Schleuning). Wertvolle Anregungen geben die Sonderhefte der „Süddeutschen Monatshefte“ (Verlag München), „Das erwachende Asien“ (November 1926), „Das Deutschtum in Südost“ (April 1927) und „Das neue Polen“ (Oktober 1926). Wissenschaftliche, politische und erzählende Abhandlungen von ausgezeichneten Kennern der betreffenden Länder geben den Heften bleibenden Wert.

Die Heimat ist dem Menschen unserer Tage wieder näher gerückt, weil die politischen Abtrennungen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten häufig größere Reisen verhindern. Das hat zur Begründung einer Reihe von Heimatzeitschriften geführt. Wie im Osten „Die Ostdeutschen Monatshefte“, so haben im Westen die „Rheinischen Heimatblätter“ (Rheinische Verlagsgesellschaft, Koblenz) immer mehr Anklang und Wirkung gefunden. Wenn wir die letzten zehn Hefte durchgehen, so finden wir immer enge Berührungspunkte zwischen Ost und West. Gegenseitige Befruchtung tut uns not. So wirken die „Rheinischen Heimatblätter“ im Sinne unseres Sonderheftes „Die Rheinlande und der deutsche Osten“ und tragen dadurch zum gegenseitigen Verständnis bei. Die vorzüglichen Mitarbeiter, unter denen sich die ersten rheinischen Dichter befinden, die reiche Weiterbildung, die Umschau auf allen Gebieten der Kunst, Kultur, Wissenschaft, geben Einblick in das innere Leben und Streben des Westdeutschen. Möchte die Zeitschrift auch im Osten — wie viele Familien stammen aus der Rheingegend! — neue Freunde gewinnen! Jedenfalls verdienen die „Rheinischen Heimatblätter“ weiteste Verbreitung, um ihre wichtige kulturelle Mission zu erfüllen. Hervorgehoben muß bei der heimatlichen Grundstimmung, heimatlich im weitesten Sinne, das literarische Niveau der Hefte werden.

Soeben beendet Ludwig Bäte den 1. Jahrgang seiner klug geleiteten und volkstümlichen Zeitschrift „Der Friedenssaal“ (Verlag Ferdinand Schöningh, Osnabrück). Im 7. Jahrgang steht die schleswig-holsteinische Monatschrift für Kunst und geistiges Leben „Deutsche Nordmark“ (Dithmarscher Verlag, Büsum), die ebenso wie die „Mecklenburgischen Monatshefte“ (Herausgeber Johannes Gillhof, Verlag Carl Hinstorff, Rostock) als bebilderte Heimathefte anzusprechen sind. Von den häufigen Sonderheften der Zeitschrift „Unser Pommernland“ (Schriftleiter Gustav Fischer, Verlag Fischer & Schmidt, Stettin), einer Monatschrift für das Kulturleben der Heimat, haben wir schon verschiedentlich in unseren Hefen gesprochen. Einen ausgezeichneten Eindruck machen die neu begründeten „Schlesischen Monatshefte“ (Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau), deren Schriftleitung Prof. Dr. Franz Landberger übernommen hat. Mit seltener Liebe kämpft der Herausgeber Karl Szodrok in seiner im 9. Jahrgang erscheinenden Zeitschrift „Der Oberschlesier“ für ein tieferes Verstehen obererschlesischer Kunst und Dichtung. Bei der häufigen Gleichgültigkeit der Reichsdeutschen für die Grenzen gehört diese Zeitschrift mit zu denen, die Aufbauarbeit im besten Sinne leisten.

Politisch sehr wirkungsvoll und mit großem Verständnis geleitet sind die von Dr. Robert Ernst im Urban-Verlag (Freiburg) herausgegebenen Heimatstimmen „Elsaß Lothringen“, deren Inhalt immer wieder die Gefahr aufweist, die ein zu starker Optimismus nach Westen hin zur Folge hat.

Die gleiche Richtung hat das streng national eingestellte „Gewissen“ (Ring-Verlag), das im Sinne des verstorbenen Moeller v. d. Broock, von dem wir einen besonderen Aufsatz in unserer Zeitschrift brachten, weitergeleitet wird. „Deutschlands Erneuerung“ (J. S. Lehmanns Verlag, München) und

„Volk und Rasse“ sind umfangreichere Monatsschriften, die den Rassegedanken voranstellen, konservativ gerichtet sind und eine wertvolle literarische Beilage enthalten, für die Börries von Münchhausen als Herausgeber zeichnet.

Der „Wächter“ hat seine romantische Richtung im Sinne Eichendorffs unter Prof. Dr. Kojch auch im neuen Verlage (Lothar Schütte, Aichach bei Augsburg) beibehalten. Mit ihm eng verbunden ist der Eichendorff-Bund der den Eichendorff-Kalender als romantisches Jahrbuch deutscher Sprache herausgibt. Mehr pädagogische und wissenschaftliche Richtung haben die österreichischen Monatshefte „Der neue Weg“ (Schriftleitung Leopold Lang und Ludwig Battista, Oesterreichischer Bundesverlag). Volkstümlich und heimatlich, in diesem Sinne vielseitig, ist die vom Ostdeutschen Heimatdienst in Allenstein herausgegebene Zeitschrift „Unsere Heimat“, die nach einer Zeit des Stillstandes wieder neuen erfreulichen Aufstieg genommen hat. In diesem Zusammenhang ist die preiswerte und ähnliche Ziele verfolgende Zeitschrift „Der heimattreue Ost- und Westpreuße“ (Nachrichtenblatt des Reichsverbandes der heimattreuen Ost- und Westpreußen) zu nennen. Die politische Zwecke verfolgende Monatschrift „Ostland“ ist ein Organ des Ostbundes. Sie hat eine von Dr. Franz Lüdtke geleitete, sehr interessante Beilage „Ostlandkultur“, die Beispiele aus ostdeutscher Lyrik, Kunst und Wissenschaft bringt. Literarisch vielseitig ist das Nachrichtenblatt des Bundes der Geistig Freien „Kultur und Kunst“ (Selbstverlag), das in kleinen, zwangslos erscheinenden Einzelheften von Paul Köppe zusammengestellt wird.

Für Haus und Familie sammelt aus früheren Schätzen deutscher Denker und Dichter Reinhold Braun gute Beiträge für seine „Sonntagsfeier“ (Verlag für soziale Ethik und Kunstpflege). In gleicher Weise will uns zu den Klassikern zurückführen, die durch Theodor Haedeker in München im Deutsche-Meister-Verlag herausgegebene Zeitschrift „Die Meister“.

Literarisch bedeutungsvoll ist für die Freunde des Inselverlages „Das Inselfschiff“, deren Mitarbeiterkreis sich aus den bedeutenden Autoren des Verlages zusammensetzt.

Auf künstlerischem Gebiet empfiehlt sich durch Inhalt und Behinderung die amtliche Zeitschrift der Ausstellung München 1927 „Das bayerische Handwerk. Kultur des Handwerks“.

Noch viele andere Zeitschriften sind zu nennen. Möchten die knappen Hinweise dazu dienen, die tragfähigen, ernstesten Zeitschriften zu fördern! Nicht verschwiegen sein darf, daß eine Zusammenfassung mehrerer Zeitschriften gleicher Art eine Verstärkung der Wirkung mit sich brächte, denn auf die Masse kommt es auch hierbei nicht an.

Ostpreußische Heimatbücher

Von Carl Lange

„Das alte Ordensland ist ein Hafendamm,
verwegen hinausgebaut vom deutschem Ufer in
die wilde See der Völker.“

Heinrich von Treitschke

Diesen Spruch führt der vielfach um ostdeutsche Kultur verdiente Stadtschulrat Prof. Dr. Stettiner in einer Vorbemerkung der erweiterten neuen Auflage seines Buches „Ostpreußen“ (Gräfe & Unzer, Königsberg), eines Sammelbuches von Beiträgen hervorragender Kenner des Landes, an. Wer eine Uebersicht über die Geologie, die Geschichte und die Landschaft des Landes gewinnen, wer aus bewährter Feder etwas über die ostpreußischen Mundarten und die Tierwelt Ostpreußens wissen will, der greife zu diesem reichbebilderten Buch. Nicht ohne Absicht hat der Verfasser einen Vierfarbendruck eines Bildes von Immanuel Kant (nach der im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin befindlichen Miniatur von Vernet) einer

Uebersichtsaufnahme der Marienburg von der Nogatseite gegenübergestellt, um einerseits das geistige Ostpreußen und andererseits das Wehrhafte, das Land der Ordensburgen, zu kennzeichnen. Freiherr von Gayl erinnert im einführenden Aufsatz, daß Ostpreußen das „Tor nach dem Osten“ ist und als Vorposten des Deutschtums tiefe Anteilnahme des deutschen Volkes verdient und erwartet. Es würde zu weit führen, auf einzelne Beiträge einzugehen. Zu den größten Ereignissen für das Land gehört nach dem Kriege der Wiederaufbau Ostpreußens, den der Architekt Kurt Fried, Königsberg, als eine Kulturtat bezeichnet, weil bei aller Not baukünstlerische und städtebauliche Forderungen durchaus berücksichtigt sind. Der Herausgeber des Buches führt uns in sein geliebtes Königsberg, ins schöne Samland, Natangen und die angrenzenden Gegenden, andere Mitarbeiter ins Ermeland, nach Masuren, in die Grenzgebiete, nach Marienwerder, ins Oberland und in die dem Ohr vertrauten Namen von Trakehnen, Rominten und Bagnunien. Die Wahl der Bilder ist nicht immer glücklich, denn wir haben eine Fülle von herrlichen Aufnahmen Ostpreußens, wie ein schon in zweiter Auflage (Verlag Gräfe & Unzer) erschienenes Buch, „Das malerische Ostpreußen“ beweist. Hier spricht allein das Bild zu uns. Dem Verlag ist zu danken, daß er sich seiner Heimat immer wieder annimmt und in kurzer Zeit der hier führende Heimatverlag geworden ist. Wer dieses Buch durchblättert, bekommt eine Ahnung von dem Reichtum, der Fülle der Abwechslung und der Schönheit ostdeutscher Landschaft. Sehr gut sind die kurzen, treffenden Erklärungen, die unter den Bildern das Charakteristische hervorheben. Erlebt man es doch immer wieder, daß Reichsdeutsche, die zum erstenmal nach dem Osten kommen, eingestehen, daß sie trotz aller Erzählungen und Bilder keinen rechten Begriff bekommen haben von der seltenen Vereinigung von Meer, Strand, Dünen, Hügel, Seen, Wald und Bergen. Sie sind überrascht und überwältigt.

In den Monographien zur Erdkunde, die Ernst Ambrosius im Verlag von Velhagen & Klasing herausgibt, ist als 35. Band „Ostpreußen nebst dem Memelgebiet und der Freien Stadt Danzig“ von Fritz Mielert erschienen. Die Monographien haben einen guten Namen und sind weit bekannt. Aber es war kein glücklicher Gedanke, hier Ostpreußen, Memel und Danzig zusammenzustellen. Bei der Fülle des Stoffes ist manches übersehen worden und vieles kurz nach dem Kriege erlebt, denn die hier geschilderten Eindrücke entsprechen oft nicht mehr den Zuständen von heute. So trifft es nicht zu, daß Soppot durchaus zur polnischen Einflusssphäre gehört, und daß das Badeleben ausschließlich von polnischen und galizischen Juden (diese Verbindung ist nicht richtig!) bestimmt wird. Auch vor dem Kriege kamen die Polen nach Soppot zu Besuch, aber schließlich zeigt die tatkräftige Führung der Gesandte Soppots, das kürzlich sein 25 jähriges Stadtjubiläum feierte, eine klare Richtung. Das hervorragende Schulwesen und die künstlerischen Veranstaltungen, vor allen Dingen die Aufführungen Wagners in der Soppoter Waldoper, sind Zeugen deutscher Art.

In diesem Heft ist auf das neue Buch der Gebrüder Stallbaum: „Die Wunder der Kurischen Nehrung“ nachdrücklich hingewiesen. Oskar Schlöht, der selten treu seiner Heimat dient und für sie mit voller Hingabe lebt, hat uns außer den Heimatwerken über das Samland im Verlag Gräfe & Unzer in seinem Buch „Die kurische Nehrung in Wort und Bild“ die Größe und Unendlichkeit dieser Landschaft vor Augen geführt.

Die Küsten und der Strand des Samlandes sind bedroht. Die Vereinigung des samländischen Küstenschutzes hat ein Büchlein über die Zerstörung und Befestigung des Samlandstrandes herausgebracht (ebenfalls Gräfe & Unzer), das auf Grund mehrjähriger Forschungen und Beobachtungen von Dr. R. Brückmann dargestellt wird. Die erste bebilderte Schrift einer beabsichtigten Reihe dient der Erhaltung des Strandes, in der aus der Geschichte des Samlandes, aus früheren Sturmfluten und Sandwanderungen die Gefahren aufgezeigt werden, die eine Zerstörung des Samlandstrandes befürchten lassen.

Ins ostdeutsche Volksleben führt uns durch seine Beiträge zu einer vergleichenden Volkskunde Prof. Dr. E. Schnippel (ebenfalls Gräfe & Unzer). Die ausgewählten Kapitel zur Volkskunde von Ost- und Westpreußen vom Jahre 1921 sind nach verschiedenen Seiten hin ergänzt und vervollständigt. Der ehrwürdige Verfasser feierte kürzlich seinen 80. Geburtstag.

Der Malerdichter Daniel Staschus hat seinen Freunden wieder ein neues humorvolles Buch als fröhliche Wanderung durch den Königsberger Tiergarten mit Holzschnitten und plattdeutschen Versen, „De Oapegoarde“ (Gräfe & Unzer, Königsberg) geschenkt.

In diesem Zusammenhang weisen wir auf eine Reihe guter Aufnahmen der Vogelwarte Rossitten hin, die auch als Postkarten in Kupferstiefdruck zu haben sind. Der Versand zugunsten der Vogelwarte Rossitten erfolgt durch O. Gelsing, Berlin-Charlottenburg 4.

Marie Rosengarth, Königsberg, gibt Kartenserien über ihre Heimatstadt und Ostpreußen heraus. Auch diese Aufnahmen zeigen die Schönheit der Landschaft und die abwechslungsreiche Geschichte des Ostens (mehrere Serien „Aschenputtel“ Ostpreußen).

Robert Budzinski, als Zeichner und Maler weit bekannt, hat seinem geist- und humorvollem Buch „Die Entdeckung Ostpreußens“ ein zweites im Verlage Carl Reißner, Dresden, „Kuri-Neru“ folgen lassen. Diese Wanderung zweier Menschen in die Ferne, nach „Kuri-Neru“ in die Südsee, begründet sich auf einer Täuschung, denn in Wahrheit besuchen sie die Kurische Nehrung und erleben hier, fern aller Menschen, die tiefe Verbundenheit mit der Natur und den Reichtum, den uns Stille und Einsamkeit geben.

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Es freut mich aber, Worte außerhalb meiner selbst zu hören, ebenso wie es einem lieb ist, wenn ein Freund über all das Schöne spricht, was man gern hat.

Kronprinzessin Cecilie

Das Hermann-Stehr-Buch. Eine Auswahl aus seinen weltanschaulichen Dichtungen und Gesprächen. Hg. von Hans-Christoph Kargel. Boren-Verlag, Berlin-Grünwald. 1927.

Den Ränder einer neuen Menschenwürde spiegelt der prächtige Band wider. In einer durch Tiefe und Weite ausgezeichneten Einleitung umreißt Kargel die Welt des Meisters. Dann folgt eine glänzende Auswahl aus den Dichtungen. Neue Erkenntnisse werden vielen die „Gespräche“ gewähren, von denen unsere Zeitschrift im Januar 1926 Proben brachte. Was ihm der Freund von seinem Ringen anvertraute, als sie gemeinsam in die Tiefen des Weltalters hinabstiegen, erzählt hier Kargel — Gleichnisse von hoher dichterischer Schönheit führen

zu dem Quell unseres Wissens, zu unserer Seele. Das Buch ist in sich abgeschlossen, reich, ja überreich. Bildbeigaben zeigen Stehr und die Seinen. Die Ölgemälde Pirners und Kessels freilich sind eine Enttäuschung. Max Odoj, dem wir die besten Stehrbilder verdanken, ist leider übergegangen.

Wolke

Hans von Hülßen: Camerlingk oder Der Weg durch die Nacht. Roman. Philipp Reclam jun., Leipzig o. J. (1926) 365 Seiten.

Nichts weniger als die Darstellung des modernen Großindustriellen stellt dieser glänzend geschriebene Roman Hans von Hülßens dar. Das Machtgefühl, das ihm aus seiner wirtschaftlichen Machtstellung auch in die Politik treibt, wirkt sich in Camerlingk bis zu den letzten Folgerungen aus und erzeugt in ihm doch schließlich das Gefühl der inneren Unzufriedenheit. So weitet sich der Roman über dieses Sonderproblem letzten Endes zu einer Kritik der im heutigen Staat und

im zeitgemäßen Menschen wirkenden Kräfte aus und berührt im Vorübergehen sämtliche Hauptfragen unseres gegenwärtigen Lebens, so die Frage der Entwurzelung des von der Scholle losgelösten Großstädtlers, die Fragen unseres parlamentarischen, unseres industriellen Lebens, selbst die Parasiten unseres Wirtschafts- und Gesellschaftslebens sind in der Darstellung nicht übergangen. Wenn Camerlingk so die Bilanz seines fünfzigjährigen Lebens zieht: Man hat immer Geld gemacht, manchmal ist's geglückt, manchmal nicht — und am Ende hat man immer die Hände voll Geldzeichen gehabt, weiter nichts. Die Güter dieser Welt sind gekommen und gegangen, manches ist kleben geblieben — aber das wahre Gut, das Lebensgut, daß das Gute ist, das war es nie . . . Rein und heilig ist nur die Erde. Darum kehren wir zu ihr zurück, wenn wir die menschliche Gemeinheit durchlaufen haben“, so hat er damit die Bilanz unserer Zeit gezogen, und es bleibt uns nur der eine Wunsch, daß Camerlingks Beispiel recht viele Nachfolger finden möchte.

Ernst Lemke

Die Lyrik Agnes Miegels in endgültiger Gestalt!

Nachdem vor kurzem im Verlag Eugen Diederichs in Jena das erste Profabuch der ostpreussischen Dichterin „Geschichten aus Ostpreußen“ erschienen ist, liegt jetzt im gleichen Verlage die zusammenfassende Ausgabe von Agnes Miegels „Gesammelten Gedichten“ vor. Außer den erfolgreichen Sammlungen „Balladen und Lieder“ sowie „Gedichte und Spiele“ enthält der Band Jugendgedichte und Neuschöpfungen der letzten Jahre. Diese Gesamtausgabe der Versdichtungen der bekannten Ostpreussin, die wohl als unsere stärkste lebende Balladendichterin anzusehen ist, wird allgemein regem Interesse begegnen und der Dichterin zahlreiche neue Freunde gewinnen.

R. R.

Erminia v. Olfers-Batocki: *Tohus is tohus*. Märchen aus Ostpreußen in samländisch-natangischer Mundart. Königsberg 1926.

Mit großer Freude begrüßen wir es, daß die plattdeutsche Literatur in den letzten Jahren auch in unserem Osten

beständig gewachsen ist. Gewiß stehen wir hinter dem Reichtum plattdeutscher Poesie wie sie sich im Nordwesten Deutschlands entfaltet hat, weit zurück, aber die Arbeiten der letzten Jahre — ich denke an Sellke, Schenke, Plenzat, Wüstendörffer u. a. — erwecken berechtigte Hoffnungen auf weiteren Aufstieg. Frau von Olfers-Batocki, aus Tharau stammend, hat uns bereits mit einigen schönen plattdeutschen Gedichten, Erzählungen und kleinen Theaterstücken beschenkt, jetzt legt sie eine Sammlung von 12 plattdeutschen Märchen vor — immer von dem Gedanken getrieben, die plattdeutsche Sprache um ihrer großen Vorzüge willen zu pflegen. Die Märchen sind einfach und natürlich erzählt und werden zuweilen von einem ethischen Grundgedanken durchzogen. Besonders wirkungsvoll — im Stoff und Stil — erscheint mit die Erzählung jener Fischerfrau, auf welche Weise einst die Pest nach der Kurischen Nehrung gekommen sei. — Jedem Freund plattdeutscher Literatur sei das Büchlein warm empfohlen.

W. Ziesemer

Elisabeth Gnade: *Der Möwenschrei*. Gedichte. Fritsch Fink, Verlag, Weimar 1927.

Neue Gedichte der ausgezeichneten ostdeutschen, mütterlicherseits aus Danzig stammenden Dichterin Elisabeth Gnade, die dem Leser der „Ostdeutschen Monatshefte“ aus dem Artikel bekannt sein mag, den ich hier 1923 zur Feier ihres 60. Geburtstages hatte, wohl auch von ihren Beiträgen in Bruno Wilms „Ost- und westpreussischem Dichterbuch“, vielen sicherlich auch aus den für ostdeutsches Leben bedeutungsvollen großen Romanen „Sarkoschin“, „Im Recht“ und „Nordlicht“ aus ihren Gedichtbüchern und Dramen. Die Vorzüge ihrer Lyrik, welche zuletzt mit dem Zyklus „Jürgen Olis und die Braute“ eine so köstliche Blüte getrieben hatte, zeigte auch „Der Möwenschrei“ schlichten Wohlklang und ruhige Klarheit des Rhythmus und in der Konzeption des Inhaltes. Das ist Erleben, Beschaulichkeit einer vom Leben in Stürmen gereiften Seele, zugleich, ohne jeden Impressionismus, die Seele des Meeres und seiner herrlichen Sturm-vögel. Die Kürze des Büchleins, acht

Gedichte auf gerade einem Druckbogen, kommt seiner sehr eindringlichen und einheitlichen Wirkung zustatten.

Johannes Schlaf

Mia Munier-Probleska: *Unter dem wechselnden Mond*. Märzhoffen. Salzer-Verlag, Heilbronn.

„Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond“ — Der alte Vers erfährt in dem Schicksalsgang der aus Sachsen im 18. Jahrhundert nach Kurland ausgewanderten Familie Stahl eine wunderbare Vertonung, die hier zu einem Lebenslied wird, dem wir alle gerne lauschen. Beherrscht es doch jedwede Modulation und alle Tempi des Menschseins, vom gläubigen Vertrauen der Kindheit zum Dahinträumen der Jugend, bis zur Geruchsamkeit des Alters und sanften Hinübergehen. Es sind nicht lauter außergewöhnliche Begebenheiten, die den Rahmen für die Entwicklung der Charaktere geben, aber Leben und Sterben, Werden und Vergehen erscheinen hier mit einer natürlichen Schlichtheit, die dieser Familiengeschichte einen Platz in unserem Herzen erringt. Zugleich ist sie von jener künstlerischen Eigenart gezeichnet, die den — seit Monika Gunnis Onkel Hermann — bei uns so beliebten Baltenbüchern — ihren bestrickenden Reiz verleiht und vielleicht am besten als warmes Menschentum und Christlichkeit, sprechende Charakteristik und hingebende Liebe zur Heimat Erde bezeichnet werden kann. In der Schilderung ihrer Umwelt und Gestalten origineller Prägung, wie sie die Gegenwart nicht mehr besitzt, finden diese Balten Worte vom zärtlichen Schwung der Sehnsucht nach Verlorenem befeelt. — Wie angekündigt, sollen dem vorliegenden Band „Märzhoffen“ noch weitere folgen, die das Geschlecht der Stahl vom Zeitalter der großen Katharina, bis zu der jüngsten Generation zeigen und das Wesen der Deutschbalten in dieser fesselnden Darstellung dem westlichen Nachbar harmonisch verbunden sein läßt.

Marie Schempp

Wilhelm Heefz: „Raabe“ (Seine Zeit und seine Berufung). Verlagsanstalt Hermann Klemm, A.-G., Berlin-Grünwald.

Dieses tiefgründige, sich nur dem hingebungsvoll Lesenden ganz erschließende Werk dürfte die bedeutendste Veröffentlichung darstellen, die sich bislang mit der großen reichen Persönlichkeit Wilhelm Raabes befaßte. Im Rahmen seiner Zeit des Dichters Leben und Werk geistesgeschichtlich zu deuten, stellt sich das Buch zur Aufgabe. Es muß einer ausführlichen Würdigung des Werkes vorbehalten bleiben, seine Bedeutung im einzelnen klarzulegen, hier sei nur in wenigen Worten auf die grundlegende Arbeit aufmerksam gemacht, die allen, die bisher vielleicht noch daran zweifelten, die Überzeugung bringen wird, daß Raabe nicht etwa ein „bereits veralteter Unterhaltungsschriftsteller“ ist, sondern daß sich in ihm die deutsche Seele, deutsche Einstellung zur Welt und ihrem Wesen in besonders anschaulicher Weise offenbarte, daß er ein großer Dichter und Mensch war, mit dessen Schaffen sich auseinanderzusetzen Pflicht jedes anspruchsvolleren Lesers, immer neu beglückende Aufgabe jedes Gebildeten ist.

Hans Gäßgen

Hans E. Kind: „Renaissance“. Verlag H. Haessel, Leipzig.

Der durch sein Werk „Die Anfechtungen des Niels Brosme“ auch in Deutschland rasch zu Ansehen gelangte norwegische Dichter Kind, den der Tod inzwischen einem noch in der Blüte des Schaffens stehenden Leben entrißen hat, zeigt sich auch in dieser Novelle, in der ureigenstes Erleben Gestalt gewonnen und feinste künstlerische Ausprägung erfahren hat, als Dichter von großem Format, der ebenbürtig neben den anderen bedeutenden Erzählern seiner nordischen Heimat steht. Die geschmackvolle Gewandung des Bändchens verdient besondere Hervorhebung.

Hans Gäßgen

Rudolf Paulsen: *Der Mensch an der Wage*. H. Haessel, Verlag, Leipzig 1926.

Kino, Vergnügungs-, Sportwut, Tiefstand der geistigen Kultur auf der ganzen Linie: müssen wir an Deutschland verzagen? Wäre ich ein nordamerikanischer Bürger von heute, hätte ich wohl Ursache, über die Union, der wir nicht zuletzt all diesen „Ameri-

fanismus“ verdanken, das gleiche Klagelied anzustimmen. Und doch hat mich neulich eine Zeitungsnachricht, die besagte, daß dieses selbe materialistische Amerika dem Sänger seiner „athletischen Demokratie“, dem Dichter der „Grashalme“, Walt Whitman, in New York ein Denkmal errichten wird, ihm dem bislang in Europa, und auch bei uns, mehr als im eigenen Vaterlande beachteten, tief berührt. Denn es ist so: Der Alltag eines Volkes mag der herabstimmendste, bedenklichste sein, doch nicht an ihm, an seinen breiten, groben, lauten Oberflächen ergießt und verbürgt sich die Rassekraft, die Idealität, der Weltberuf eines Volkes, sondern an den ansagenden Stimmen, die sich aus seinen stilleren Untergründen, von den ewigen Wurzeln Volk und Natur her erheben. Und es mag alles sein, wie's will: Es kommt der Augenblick, wo ein Volk das gewahrt wird, und es als Symbol seines Wesens und Triebes weiß. Diese Erwägung, diese Tatsache mag auch uns in den Bängnissen, die uns noch umdüstern, in allem Tiefstand unseres äußeren Lebens, Trost sein. Wenn wir nur jene trotz allem unser Wesen aussprechenden Stimmen haben, so ist das Bürgschaft, daß alles gut wird. Ob sie von der lauten Masse gehört werden oder nicht, ob sie selbst ganz resonanzlos verhallen: Nein damit daß sie da sind, sprechen, sind sie Bürgschaft.

Und gottlob, es fehlt uns an ihnen nicht. Unzweifelhaft ist eine, wenn er's je in seinen Dichtungen war, so in seinem neuesten Buche „Der Mensch an der Wage“, Rudolf Paulsen. Und eine im innersten Wesensgrunde deutsche. Ich wüßte so leicht kein kennzeichnenderes Beispiel dafür, wie die Zeiten auf einen grunddeutschen und männlich geprägten Geistigen einwirken, also aber auf den Kern deutscher Rasse, als dieses in jeder Hinsicht prächtige Buch mit seinen 41 so eindringlichen Abschnitten; keinen eindrucksvolleren Beweis dafür wie er, recht deutsch, sich und sein Volk auf die Wage der Wagen legt. Wie sich von selbst versteht, also immer mit Hinblick auf die letzten Seinsprobleme, Gott, Kosmos, den höchsten Gegenstand der Erkenntnis. Das bedeutet schwere, ernste Zweifel und Anfechtungstunden, zugleich aber fausttrophes Ringen, das

seinen Gegenstand und sich selbst, den positiven, beharrenden Kern seines Wesens nicht verliert. Also das Gegenteil der schmählichen Dekadence und Verzagung, in der uns gegenwärtig die schwere Not dieser Zeiten besangen hält. Es ist die tröstlichste Psychologie des sich selbst unverlierbaren Deutschen, welche uns dieses Buch entgegenhält. Im ausgeprägtesten Grade hat es die ernste, und doch, bis zu einem Humor, dem auch die derben Töne nicht fehlen, herzhafteste und klare Vernünftigkeit, zugleich religiöse Tiefe, die jede Erscheinung und Strebung der Gegenwart, Materialismus, Technik, Politik, Wissenschaft, soziales Leben, innerlich positiv gerichtet und beraten, an die großen, unwillkürlichsten Positionen von Kosmos und deutscher Rasse heranbringt und an ihnen klärt. Neben dem Mann, dem ringenden Denker, dem Philosophen, Sozialethiker aber kommt zur Geltung auch der Dichter, und, im besten Sinne, der Mystiker. Alles in der Fassung einer reich belebten, kernigen Vortragsweise. Es ist ein Buch, das reichen Segen stiften, Tausenden zum Trost, Hort, Wegweiser gereichen könnte, selbst wenn es für sein Teil den gordischen Knoten nicht zerhauen sollte.

Johannes Schlaf

Gustav Freytag. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden auf Dünn-Druckpapier. Hg. von Johannes Bühler. Insel-Verlag, Leipzig.

„Keines der Völker hat von seiner Geschichte ein so umfassendes, von einem Künstler und Gelehrten zugleich vollendetes Rundgemälde, wie wir in Freytags Bildern“, sagt Bühler mit Recht. Auf tiefeschürfenden Untersuchungen fußt das Werk, die Darstellung ist schlicht und klar, und der Leser nimmt mühelos reiche Forschungsergebnisse in seine Seele auf. In einer feinsinnigen Einleitung zeichnet Bühler die Bedeutung der Freytagschen „Bilder“. In geschmackvoller Kürze spendet er Anmerkungen, vor allem zu den Abschnitten, die umstrittene Fragen behandeln und in denen Freytags Auffassung heute überholt ist. Dankbar begrüßen wir die Literaturhinweise. Unschätzbar aber ist das über 70 zweispaltige Seiten umfassende „Personen-, Orts- und Sach-

verzeichnis“. Überall verrät sich die reiche Kenntnis des Herausgebers, der selber durch seine Sammlung „Deutsche Vergangenheit“ unsere Kenntnis früherer Jahrhunderte mannigfach gefördert hat. Helmut Wöcke

Hans Grimm: Volk ohne Raum. Verlag Albert Langen, München 1926. 2 Bände, geheftet 20 Mark, gebunden 25 Mark.

Wenn eines der neueren Werke als Schicksalsbuch des deutschen Volkes bezeichnet werden muß, so verdient die neueste Arbeit Hans Grimms mit Fug und Recht diese Bezeichnung. Das Leid der Deutschen, vor wie nach Versailles, durch alle Jahrhunderte hindurch, sieht Grimm in einer großen alles bedingenden Ursache: Die Deutschen fanden nicht genügend Raum zum Leben und zur Betätigung! In übergroßer Enge mußte das Volk in jeder Hinsicht ersticken. Ganz klar wird dem Leser diese entscheidende Tatsache alles deutschen Schicksals: Vor dem Kriege besaßen die Engländer ein ganzes Fünftel der Erde, die Deutschen nur ein Vierzigstel. Nach Versailles haben je 15 Engländer einen Quadrat-kilometer Erdräum für sich und auch je 8 Franzosen, aber nur 132 Deutsche! Was könnte mit noch größerer Eindringlichkeit und noch überzeugender sprechen. Alle deutsche Not, das schwerste deutsche Leid und die furchtbare deutsche Uneinigkeit, alles erleben wir in voller Auswirkung, wenn wir uns dieser grausamen Einschnürung bewußt werden. Dies Buch mahnt alle Deutschen zur wahren Erkenntnis. Es wendet sich sittlich stark gegen die maßlos kurzfristige Bedrohung, die nur innerpolitisch beengt dachte, ohne sich jemals der wirklich im Völkerleben entscheidenden Kräfte bewußt zu werden. Die hohen inneren Werte des Werkes kommen bei der starken Begabung des Verfassers in jeder Hinsicht auch bei der Gestaltung zum Ausdruck. Den deutschen Kolonialpionieren Südwestafrikas, die sich in früher Erkenntnis für die Aufgabe opferten, den Ring um Deutschland zu sprengen, ist das Buch ein historisch wertvolles Denkmal. Dabei schrieb Grimm einen Roman innigster Zartheit, der zu den schönsten gehört, was das deutsche Schrifttum auszeichnet.

Adolf Bartel

Georg Urdang: Der Apotheker als Subjekt und Objekt der Literatur. Verlag Julius Springer, Berlin. 180 Seiten mit 16 Bildnissen. RM. 9,60.

Der Ostpreuße Georg Urdang, der lange Jahre Besitzer der Apotheke in Rosenberg (Westpr.) war und heute Redakteur an der Pharmazeutischen Zeitung in Berlin ist, hat hier ein merkwürdiges Buch zusammengestellt.

Urdang, der nicht nur in seinem Apothekerfach, sondern auch in der deutschen Literatur zuhause ist wie selten einer, hat mit unendlicher Geduld und Liebe alles gesammelt, was mit dem Apotheker in seiner Beziehung zur Literatur zu tun hat. Die erste Frucht dieser Mühen war sein Buch „Der Apotheker im Spiegel der Literatur“, das zeigt, wo und in welcher Weise die Figur des Apothekers literarische Verwendung gefunden hat. In diesem neuen Buche jedoch gilt der Hauptteil dem Apotheker als Subjekt der Literatur, d. h. Apothekern, die sich literarisch schöpferisch betätigt haben. Da gibt es manche Überraschung. Denn wohl nicht jedem dürfte bekannt sein, daß z. B. der ehemalige Redakteur des Kladderadatsch der aus Schlessen stammende Apothekersohn und spätere Besitzer der Hofapotheke Julius Lohmeyer war. Von Ibsen und Fontane, deren Bildnisse ebenfalls in dem Buche enthalten sind, weiß man ihre pharmazeutische Herkunft schon eher. Den bereits toten Apothekerdichtern schließen sich von den lebenden der phantastische H. Th. Mayer, der philosophische Merkl, der kommunistische Erich Mühsam und die rein erzählenden Allenberg, Kopernikus und Heinz Welten an.

Aber nicht nur literaturhistorischen Wert hat Urdangs Buch, sondern in höchstem Maße psychologischen. Urdang versucht, sich äußerst verständnisvoll in die unterschiedlichen Talente und ihr Schaffen einführend, innere Zusammenhänge zwischen literarischem Schaffen und Broterwerb aufzudeckeln und erweist sich als ein Kritiker ersten Ranges, dessen Tugend vor allem in positiver, ich möchte sagen mitschaffender Kritik besteht.

Nicht nur für den Apotheker und nicht nur für den Literaturhistoriker sondern für jeden überhaupt Literatur liebenden Menschen dürfte das schöne Buch eine Quelle von Anregungen und

Belehrungen bieten. Die Bildnisse enthalten durchweg facsimilierte Unterschriften der Autoren, wodurch sich schon allein eine interessante Autographensammlung ergibt.

In jedem Falle ist dies Buch eine im Rahmen der deutschen Literatur seltene und dankbar zu begrüßende Erscheinung.

Oskar Lørke

Wilhelm Rohde: Schummeringe. Märchen. Verlag Hochschule und Ausland G.m.b.H., Charlottenburg 2. In Ganzleinen geb. 2.50 RM.

Wilhelm Rohde, der Dichter deutscher Art, legt in seinem Buch „Schummeringe“ allen Deutschen, jungen und alten, eine Märchensammlung auf den Gabentisch, in der die beste Überlieferung lebendig ist: Sprachlich sind die Märchen kleine Meisterwerke von zarterster Abtönung, ihr Inhalt ist von echtem Märchenzauber erfüllt, der unwiderstehlich gefangen nimmt.

Prof. Dr. Müllerburg

Erwin Lief: Der Arzt und seine Sendung. Gedanken eines Reizers. Verlag J. F. Lehmann, München.

Wer sich mit dem Beruf des Arztes beschäftigt, der greife zu diesem sehr gut geschriebenen, den Laien aufklärenden und anregenden Buch, das in alle wissenschaftlichen Kämpfe des Mensch sein und bleibenden Arztes hineinführt. Ich kann mir für einen angehenden Arzt, der Helfer der Menschheit werden will, keinen besseren Wegweiser denken, denn in dieser Zeit des Materialismus muß schon bei Beginn der Hebel angelegt werden, um der Entseelung der Zeit entgegenzutreten. Wo aber muß das mehr der Fall sein als hier, denn der Arzt ist der tägliche Begleiter, der Freund, der Mahner, der in jedes Menschenleben aufs Tiefste eingreift. Das Buch wendet sich hauptsächlich an junge Ärzte und Studierende. Es ist nicht möglich, in diesem Zusammenhang auf alle die brennenden Fragen einzugehen, die der Verfasser so klar und eindringlich schildert, so daß uns Klippen und Gefahren, die ihn und den Kranken umlauern, anschaulich vor Augen geführt werden. Letzten Endes sind Glauben und Vertrauen zum Arzt, der nicht Mediziner, sondern Mensch ist und bleibt, die wunderwirkenden Mittel der Genesung. Für ernste, nachdenk-

liche Leser, an die sich Dr. Lief nur wendet, ist sein Buch Bereicherung und Gewinn.

Carl Lange

Monographien deutscher Städte. Herausgegeben von Erwin Stein. Band XII. Gleiwitz. Deutscher Kommunalverlag G.m.b.H., Berlin-Friedenau.

Eine dankenswerte Aufgabe übernahm der Verlag mit der Herausgabe dieser Werke. Und nun der XII. Band, der eine der bedeutendsten und entwicklungsfähigsten ober-schlesischen Städte in ihren Beziehungen zu Wirtschaft, Finanzwesen, Hygiene, Sozialpolitik und Technik zeigt. Führende Köpfe zeigen uns die kommunalpolitische Struktur wie die kulturellen Einrichtungen, Verkehr, Handel, Handwerk, Bergbau und Industrie. Das wunderschöne Papier, der saubere Druck, die vorzüglichen Bilder, schließen sich zusammen mit den vielen Beiträgen zu einem geschlossenen Ganzen, das sowohl für jeden Oberschlesier wie für jeden Kommunalpolitiker und Freund Oberschlesiens wichtig und wertvoll ist.

Dr. Leo Roszella

Hermann Löns: Neue Lieder aus dem Kleinen Rosengarten. Vertont von Ernst Licht. Ausgabe für Gesang mit Klavier. 32 Seiten mit 24 Liedern. Kartoniert in farbigem Umschlag 5.—RM, in Halbleinen geb. 4.—RM. Carl Schünemann, Verlag, Bremen.

Ernst Licht ist von Natur für die kleine Liedform reich begabt. Seine Bedeutung liegt darin, daß er das zwischen dem echten, alten Volkslied und dem Kunstlied eines Schubert, Brahms oder Reger liegende musikalische Brachland durch seine Lieder befruchtet und veredelt.

Es ist eine nicht zu unterschätzende Leistung, bei aller Einfachheit und Wahrheit des Gefühls dem volkstümlichen Lied wieder so viel Innigkeit und Wärme gegeben zu haben, daß es auch im anspruchsvollen Musikzimmer wieder heimisch wird und hier wie dort an die Quelle aller noch nicht international entwurzelten Musik zurückführt: an die naive singende, träumende und trauernde Volksseele.

Jeder Löns- und Liedfreund sei auf dies Liederheft Ernst Lichts nachdrücklich hingewiesen.

A. L.

BUREAU FÜR ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

S. GERSTMANN'S VERLAG
BERLIN W.10
LÜTZOWUFER 5 TEL. LÜTZOW 4807



LIEFERUNG VON ALLEN NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN, INSERATEN DES IN- UND AUSLANDES IM ABOONNEMENT ZU MASSIGEN PREISEN

Der „REVALER BOTE“ 480

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalschen Zeitung“) ist das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschlands in Estland. • Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 4 RM., ohne Beilagen 3 RM. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil für Estland 6 EMk., für Deutschland 13 Goldpfennig, für das übrige Ausland 4 amerik. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

LUDWIG RÖHRSCHEID

BUCHHANDLUNG · KUNSTHANDLUNG · ANTIQUARIAT

BONN, AM HOF 28 Gegründet im Jahre 1818 FILIALE TRIER-FERNSPR. NR. 723 Älteste Firma am Platze BRÜCKEN-STR. 13
Großes Lager aller wichtigen Neuerscheinungen

Besonders gepflegte Wissensgebiete:

Medizin · Philologie · Jus · Volkswirtschaft · Kunst · Literatur
Politik · Geschichte

Unverbindliche Ansichtsendung nach auswärts
Einrichtung von Volksbibliotheken · Fachmännische Beratung

Auf Wunsch werden kostenlos verschickt:

Das
Antiquariat
umfaßt zirka
100 000 Bände
der gesamten
Weltliteratur

Katalog	143: Theologie
„ 148 u. 149:	Naturwissenschaften
„	150: Rheinische Heimatkunde
„	151: Klassische Sprachwissenschaft
„	152: Neuere Sprachwissenschaft
„	153: Orientalia

Ankauf ganzer
Bibliotheken
Reiches Lager
an
Kunstdrucken
und Originalen

Verlangen Sie meine MONATSBERICHTE „EINST UND JETZT“
571) und meinen WEIHNACHTSKATALOG (über 3000 Titel)

Überseereisen



Regelmäßige Personen- und Frachtdienste nach Nordamerika, Mittelamerika, Südamerika, Ostasien, Australien und Afrika * Vergnügungs- und Erholungsreisen, wie Fjord- und Polarfahrten, Reisen um die Welt, Westindien-Reisen

Interessenten erhalten Auskünfte u. Prospekte kostenlos durch die



Hamburg - Amerika Linie
Hamburg 1 * Alsterdamm 25

und die Vertretungen an allen größeren Plätzen des In- u. Auslandes

Vertretung in:

DANZIG, MAX WEICHMANN, Stadtgraben 13
DEUTSCH-EYLAU, MAX PFLUG, Kaiserstr. 8

621

Vertriebsstelle der Karten des Reichsamts für Landesaufnahme (früher Generalstabskarten) für den Freistaat Danzig Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27

Telephon: 5169

Postscheckkonto: 1621

Um den vielen Interessenten im Freistaat Danzig den Bezug der Karten des Reichsamts für Landesaufnahme zu erleichtern, habe ich eine Vertriebsstelle eingerichtet und führe ein großes Lager der für Danzig wichtigsten Karten, wie

Meßtischblätter 1 : 25.000,

Reichskarten 1 : 100.000,

Einheitsblätter 1 : 100.000,

D. M. (Motorfahrer) Karten 1 : 300.000 usw.

In vorkommenden Fällen bitte ich um Ueberweisung der geschätzten Bestellungen.

Nachdruck und Nachbildung verboten (Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag: Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27, Berlin NW 7, Sprotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich: Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2

Telephon: Oliva 148

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“ kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ostpreußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr., Paradeplatz, für Estland durch Kluge & Ströhm, Reval, für Lettland durch Gustav Böffler, Riga.

Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Gulden.

Kasino Zoppot

Freie Stadt Danzig

Roulette

Baccard



Das ganze Jahr geöffnet

Auskunft in Berlin:

Promenaden-Kiosk,

Berlin W, Tauentzien- Ecke Nürnberger Str.

Fernsprecher Steinplatz 136 96

in Zoppot:

Verkehrsbüro des Kasinos

**„Sport und Gesundheit“ * „Ich
helfe Dir“ * „Für die Familie“ * „Zu-
friedenheit“ * „Nach der Arbeit“**

**Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen**

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[529]

**Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
mern, Kreis Marienburg, Marienwerder
u. die Grenzmark Posen-Westpreußen**



**EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9**

M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270


Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren


[568]

**Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.**